



Leibniztag

Festsitzung am 15. Juni 2013 im Maxim Gorki Theater

In: Jahrbuch / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften). – Berlin : de Gruyter Akademie Forschung ; 2013 (2014), S. 143-186

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus-25985](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus-25985)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Leibniztag

**Festsitzung am 15. Juni 2013
im Maxim Gorki Theater**

Grußansprache des Präsidenten

GÜNTER STOCK

Exzellenzen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
begrüßen möchte ich auch die Präsidenten der Forschungseinrichtungen, der befreundeten und mit uns verbundenen Akademien sowie die Vertreterinnen und Vertreter von Stiftungen und Förderinstitutionen,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich begrüße Sie alle sehr herzlich zum diesjährigen Leibniztag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und folge einer mittlerweile langjährigen Tradition, nach der ich insbesondere auch die Schülerinnen und Schüler und ihre Lehrer willkommen heiße, die heute den Weg zu uns gefunden haben. Und nicht zuletzt möchte ich auch die Gestalterinnen und Gestalter dieses Festaktes hiermit sehr herzlich willkommen heißen.

Wir alle haben uns heute Vormittag hier an einem ganz besonderen und nicht zuletzt auch für die Berliner Akademie der Wissenschaften beziehungsreichen Ort versammelt, dem Maxim Gorki Theater, das seinerseits auf eine ebenso traditionsreiche wie wechselvolle Geschichte zurückblicken kann. Das heutige Maxim Gorki Theater wurde 1827 nach Plänen von Karl Friedrich Schinkel und Carl Theodor Ottmer als klassizistische Konzerthalle für die Sing-Akademie zu Berlin erbaut und ist heute der älteste Konzertsaalbau der Stadt. 1943 wurde das Haus bei einem Bombenangriff schwer beschädigt und vier Jahre später als Theater wiederaufgebaut. 1952 schließlich erhielt es den Namen Maxim Gorki Theater, spielte fortan eine eigene kulturpolitische Rolle in Ost-Berlin und ist seit der Wiedervereinigung eines der Berliner Staatstheater.

Die Nähe zur Universität und zur Preußischen Akademie der Wissenschaften ermöglichte es, dass an dieser Stätte auch Wissenschaft gelehrt wurde: So lasen der Philosoph Johann Gottlieb Fichte wie auch der Gelehrte und Staatsmann Wilhelm von Humboldt hier in Sonntagsvorlesungen für die Berliner Bevölkerung. Zwischen 1827 und 1828 hielt Alexander von Humboldt in dem Konzertsaal seine berühmten Kosmos-Vorlesungen und im Sommer 1848 konstituierte sich in der Sing-Akademie die Preußische Nationalversammlung. Das heutige Maxim Gorki Theater ist also

nicht nur für die Stadt Berlin und unser Land, sondern nicht zuletzt auch für die Akademie ein besonderer und beziehungsreicher Ort!

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich möchte mich nunmehr dem Programm unserer heutigen Festsitzung zuwenden: Wir beginnen mit der höchsten Auszeichnung, welche die Akademie vergeben kann, nämlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft, mit der in diesem Jahr der Gründungspräsident unserer Akademie, Hubert Markl, ausgezeichnet wird. Herr Markl kann heute leider aus gesundheitlichen Gründen nicht bei uns sein; ich werde ihm die Auszeichnung daher anlässlich eines Besuches an seinem Wohnort persönlich überbringen.

Danach habe ich die Ehre, die Leibniz-Medaillen zu verleihen, mit denen in diesem Jahr Paul Raabe, das Kuratorium des Fonds der Chemischen Industrie und Alois M. Schader, der Stifter der gleichnamigen Stiftung, ausgezeichnet werden.

Anschließend wird Jochen Brüning, der Vorsitzende der Preisträgerfindungskommission der Akademie, die Verleihung des Akademiepreises an Helmut Cölfen vornehmen, der sich uns allen mit einer kurzen Ansprache vorstellt.

Ich freue mich ganz besonders, dass sich Timothy Garton Ash, Mitglied unserer Akademie und ein international hoch angesehener und ausgewiesener Historiker und Publizist, dazu bereit erklärt hat, den diesjährigen Festvortrag zu halten. Er wird zum Thema „Angewandte Aufklärung“ sprechen. Der Festvortrag wird von zwei musikalischen Intermezzi gerahmt, danach wird Vizepräsident Christoph Marksches die neuen Mitglieder unserer Akademie vorstellen und ich selbst werde alsdann meinen jährlichen Bericht geben, dem Sie die wichtigsten Aktivitäten unserer Akademie entnehmen mögen.

Lassen Sie mich an dieser Stelle bereits einige Worte zu unserem Festredner Timothy Garton Ash sagen – auch wenn er vielen unter Ihnen bestens bekannt sein dürfte: Herr Garton Ash ist Professor of European Studies an der University of Oxford, Isaiah Berlin Professorial Fellow am St Antony's College, Oxford, sowie Senior Fellow an der Hoover Institution der Stanford University. Er ist Außerordentliches Mitglied unserer Akademie und leitet die *Free Speech Debate*, ein multilinguales Projekt der Oxford University zur freien Meinungsäußerung im Zeitalter des Internets. Seine Essays erscheinen regelmäßig in der *New York Review of Books*; darüber hinaus schreibt er regelmäßig außenpolitische Kolumnen für den *Guardian*, die auch international weite Verbreitung finden. Zu seinen in Deutschland bekanntesten Werken gehören die Publikationen *Ein Jahrhundert wird abgewählt* und *Im Namen Europas*. Timothy Garton Ash gilt als einer der besten Kenner der osteuropäischen Politik und Geschichte, der – so kann man sicher sagen – früher als andere Trends und neue Tendenzen in der Ostpolitik vorausgeahnt und beschrieben hat. Heute wird er insbesondere der grundlegenden und hochaktuellen Frage nachgehen, was Aufklärung für uns heute – in einer immer kleiner werdenden Welt – bedeutet.

Meine Damen und Herren, es wird Sie nicht verwundern, dass wir für das künstlerische Rahmenprogramm an diesem besonderen Ort zu unserer großen Freude die Sing-Akademie zu Berlin gewinnen konnten, den – was sein Gründungsdatum anbelangt – ältesten gemischten Chor der Welt! Die Sing-Akademie wurde 1791 als eine Gesellschaft freier Bürger und „Kunstverein für die heilige Musik“ gegründet und ist damals wie heute ein fester Bestandteil des musikalischen Lebens unserer Stadt. In ihren Konzerten, offenen Singen, Liedertafeln, Auditorien und Vorträgen präsentiert sie ein vielfältiges Angebot für Kinder und Erwachsene, Studierende, Liebhaber und professionelle Sänger. Als ein von bürgerlichem Engagement getragener Verein fühlt sie sich den Idealen der aufgeklärten Berliner Zivilgesellschaft um 1800 in besonderer Weise verpflichtet. Heute wird die Sing-Akademie Chöre aus Oratorien von Felix Mendelssohn und Adolph Bernhard Marx zu Gehör bringen.

Zunächst aber – entsprechend unserem Programm – möchte ich die höchsten Auszeichnungen, die unsere Akademie zu vergeben hat, verleihen. Ich beginne mit Hubert Markl und der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Hubert Markl

GÜNTER STOCK

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften verleiht ihrem Gründungspräsidenten, Herrn Professor Dr. rer. nat. Dr. h. c. mult. Hubert Markl, ihre Ehrenmitgliedschaft in Anerkennung seiner herausragenden Lebensleistung.

Mit der Ehrenmitgliedschaft der Akademie kann ausgezeichnet werden, wer sich durch seine Lebensleistung um die Wissenschaft oder deren Anwendung in besonderer Weise verdient gemacht hat. Dies trifft auf Hubert Markl in geradezu exemplarischer Weise zu.

Als Zoologe und Verhaltensforscher von internationalem Rang ist der im Jahre 1938 geborene Regensburger weit über die Grenzen seiner Disziplin hinaus bekannt und anerkannt und wurde in beeindruckender Weise gewürdigt. Als Biologe hat er sich vor allem der Evolutions- und Verhaltensforschung gewidmet, ohne dabei die Breite seines Faches aus den Augen zu verlieren. Er hat über Natur- und Umweltschutz, Wissenschafts- und Forschungsförderung sowie über das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit gearbeitet. Wir kennen und schätzen ihn als Naturwissenschaftler und begnadeten Essayisten, als streitbaren Geist und brillanten Denker. Mit seinem Namen verbindet sich ein leidenschaftliches Interesse für die Grundfragen unserer Zeit – von den Möglichkeiten der modernen Wissenschaft und ihrer ethischen Verantwortung bis hin zur Bedrohung unseres Planeten durch Umweltzerstörung und exponentiellen Populationszuwachs. Mit der gleichen Leidenschaft vermochte er es, einer breiten Öffentlichkeit komplexe Zusammenhänge verständlich zu vermitteln; er hat als Kommunikator der Wissenschaft Brücken geschlagen, hohe Maßstäbe gesetzt und im besten Sinne des

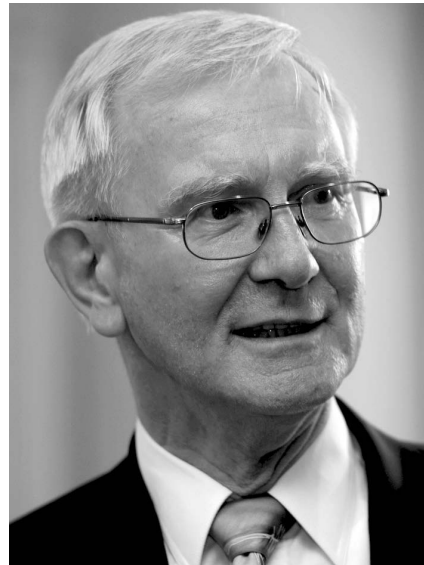


Foto: Bernd Schuller

Wortes Gesellschaftsberatung betrieben. Er wurde als wohl wichtigster Forschungslobbyist Deutschlands wahrgenommen, als Mentor und Anwalt für die Freiheit der Wissenschaft.

Hubert Markl studierte Biologie, Chemie und Geographie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wurde dort 1962 zum Dr. rer. nat. promoviert, um sich 1967 für das Fach Zoologie an der Universität Frankfurt am Main zu habilitieren. Nachdem er von 1968 bis 1974 ordentlicher Professor und Direktor des Zoologischen Instituts der Technischen Hochschule Darmstadt war, wurde er 1974 als ordentlicher Professor an die Universität Konstanz berufen, der er bis heute – seit 2003 im Ruhestand – verbunden ist.

Bereits mit 36 Jahren wurde Hubert Markl in den Senat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gewählt und hatte das 40. Lebensjahr noch nicht erreicht, als diese ihn 1977 zum Vizepräsidenten berief – eine Zeit, die er einmal als mehrjähriges Praktikum der angewandten Verhaltensforschung in der Wissenschaftspolitik bezeichnete und die sowohl für seinen eigenen beruflichen Werdegang als auch für das Wissenschaftssystem der Bundesrepublik folgenreich war.

Wissenschaftspolitik, Wissenschaftsmanagement und akademische Spitzenämter prägen in der Folgezeit seinen beruflichen Alltag: als Präsident der DFG von 1986 bis 1991 – zeitgleich als Vizepräsident der Alexander von Humboldt-Stiftung –, anschließend als Gründungspräsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, danach bis 2002 als Präsident der Max-Planck-Gesellschaft. Mehr als anderthalb Jahrzehnte hat er die Entwicklung von Wissenschaft und Forschung an entscheidender Stelle maßgeblich mitgeprägt, Weichen gestellt, neue Akzente gesetzt, unübersehbare Spuren hinterlassen. Den schwierigen Umgestaltungsprozess der Wissenschaft im Zuge der deutschen Wiedervereinigung gestaltete er aktiv mit, scheute nicht die Verantwortung für einschneidende Veränderungen und unpopuläre Entscheidungen, erkannte und nutzte zugleich die sich eröffnenden Chancen. Seine Amtszeit als Präsident der Max-Planck-Gesellschaft ist verbunden mit dem Aufbau der Institutsstandorte in Dresden, Leipzig, Halle (Saale), Rostock und Potsdam, die heute internationale Spitzenpositionen einnehmen, mit der Gründung der International Max Planck Research Schools sowie mit dem beeindruckenden Anstieg der an Max-Planck-Instituten forschenden Doktoranden von über 2.500 auf rund 4.300 – eine enorme wissenschaftspolitische Leistung, bei der er einmal mehr sein scharfes Urteilsvermögen, seine überzeugende Argumentationskraft, seine wissenschaftspolitische Weitsicht und sein Durchsetzungsvermögen unter Beweis stellte. Als erster Präsident der Max-Planck-Gesellschaft ermöglichte er es, die Verbrechen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft während des Nationalsozialismus vorbehaltlos zu untersuchen, um sich schließlich öffentlich in beeindruckender und zutiefst ehrlicher Weise bei den Opfern zu entschuldigen – eine Haltung, die große Hochachtung verdient.

Hubert Markl hat sich nicht nur Verdienste um die Wissenschaft erworben, sondern auch „um sein Land und seine Menschen“, wie es 2004 in der Begründung für die Verleihung des Ehrenrings der Eduard-Rhein-Stiftung heißt. Seit Mitte der 1980er Jahre erfahren seine Leistungen fast jährlich, oft mehrfach, besondere öffentliche Anerkennung mit hohen Auszeichnungen, darunter der Karl-Winnacker-Preis (1991), der Ernst-Robert-Curtius-Preis (1995), die Harnack-Medaille der Max-Planck-Gesellschaft (2004) und der Hanns-Martin-Schleyer-Preis (2005). Mehrere Bundesländer verliehen ihm ihre höchsten Orden, darunter der Verdienstorden des Landes Baden-Württemberg (1997), der Bayerische Verdienstorden (2001) und die Bayerische Verfassungsmedaille in Silber (2002). Die Bundesrepublik Deutschland ehrte ihn ihrerseits mehrfach: mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse (1990), dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens (1992) sowie mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern (1999). Ehrendoktorate von Universitäten in aller Welt – darunter Dublin, New York, Tel Aviv, Jerusalem und das Weizmann Institute of Science in Rehovot (Israel) –, Mitgliedschaften in fast allen Akademien der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften, in der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina sowie in ausländischen Akademien, darunter die American Academy of Arts and Sciences (seit 1985), die Academia Europaea (seit 1988), die Indian Academy of Sciences (seit 1991), die Polnische Akademie der Wissenschaften (seit 2000) und die Royal Society (seit 2002), sowie natürlich die Ehrenmitgliedschaft der Max-Planck-Gesellschaft zählen zu der schier endlos anmutenden Liste von Auszeichnungen, mit denen das Lebenswerk Hubert Markls gewürdigt wurde.

Die Akademie möchte diesen Auszeichnungen nun mit ihrer Ehrenmitgliedschaft eine weitere hinzufügen. Neben all dem bislang Gesagten möchte sie auf diese Weise vor allem auch die besonderen Verdienste Hubert Markls um die Akademie selbst in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken. Als Gründungspräsident war er maßgeblich daran beteiligt, die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften mit über die Geisteswissenschaften hinaus interdisziplinärer Ausrichtung und mit überregionaler und internationaler Mitgliedschaft als eine moderne Arbeitsakademie mit innovativen Arbeitsformen auf den Weg zu bringen. Mit dem ihm eigenen Geschick und wissenschaftspolitischer Weitsicht hat er sie in dem bislang streng regional organisierten Akademiensystem in Deutschland etabliert, um ihr darüber hinaus im gesamten Wissenschaftssystem und in der Politik Platz und Stimme zu verleihen. Seine Aufbauarbeit war im wahrsten Sinne des Wortes nachhaltig – und sie war im besten Sinne des Wortes ein Stück lebendige deutsche Wiedervereinigung, ist doch die Akademie selbst ein Kind der Wiedervereinigung.

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften ist sich dieser herausragenden Leistung bewusst und würdigt sie mit der Ernennung von Hubert Markl zu ihrem Ehrenmitglied.

Verleihung der Leibniz-Medaillen

GÜNTER STOCK

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

wie Sie bereits dem Programm unserer heutigen Festsitzung und auch meinen vorangegangenen Begrüßungsworten haben entnehmen können, wird die Akademie in diesem Jahr von der Möglichkeit der Verleihung von insgesamt drei Leibniz-Medaillen Gebrauch machen.

Zwei unserer Laureaten markieren dabei das breitgespannte Spektrum nicht-staatlicher Förderung im Bereich von Wissenschaft und Forschung – die von der Großindustrie getragene, aber nicht auf eigene Produktionsinteressen enggeführte Förderung von Grundlagenforschung und akademischem Nachwuchs auf der einen und das auf privater Initiative basierende Stiftungsengagement mit mittelständischem Charakter auf der anderen Seite.

Sie beide stehen für besondere Formen des Engagements, die ihrerseits Vorbildcharakter tragen und derzeit – auf jeden Fall in Deutschland – eher singulär sind. Sie beide verdienen gleichermaßen hohe öffentliche Anerkennung und Wertschätzung, was wir mit der gleichzeitigen Auszeichnung mit der Leibniz-Medaille in das öffentliche Bewusstsein rücken wollen.

Der dritte Laureat schließlich ist Vertreter eines ganz anderen Bereichs, für den die Leibniz-Medaille verliehen werden kann: Er gehört zu den besonders erfolgreichen Wissenschaftsadministratoren unseres Landes.

Verleihung der Leibniz-Medaille an Paul Raabe

GÜNTER STOCK

Mit der Verleihung der Leibniz-Medaille an Professor Dr. phil. Dr. h. c. mult. Paul Raabe würdigt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften dessen herausragende Verdienste um die Förderung der Wissenschaften.

Als leidenschaftlicher Bibliothekar, namhafter Forscher, Publizist und erfolgreicher Kulturmanager kann Paul Raabe auf ein beeindruckendes Lebenswerk verweisen, das in Deutschland seinesgleichen sucht. Besonders hervorzuheben sind seine Verdienste beim Aufbau der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs Marbach am Neckar, bei der Leitung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und der Franckeschen Stiftungen in Halle (Saale) sowie sein Einsatz als Projektleiter für das geistes- und kulturwissenschaftliche Langzeitvorhaben *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen – Goedekes Grundriss* der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

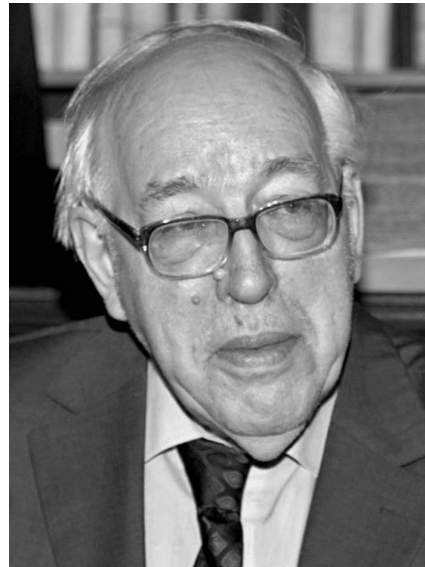


Foto: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel

Paul Raabe, der 1927 in Oldenburg geboren wurde, hat eine Ausbildung zum Diplombibliothekar absolviert, Germanistik und Geschichte an der Universität Hamburg studiert, um sich schließlich 1967 in Göttingen zu habilitieren. Seine Bibliographie ist eindrucksvoll, von seinem germanistischen Œuvre zeugen vielbeachtete Bücher, Ausstellungskataloge, Zeitungsartikel und wissenschaftliche Aufsätze. Er veröffentlichte zahlreiche Werke zur Buch-, Bibliotheks- und Quellengeschichte, zur Literatur des Expressionismus, der Aufklärung und zur Weimarer Klassik. Von besonderem Reiz sind seine literarischen Reiseführer durch Orte Deutschlands.

In den Jahren von 1958 bis 1968 baute Paul Raabe die Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs Marbach auf, die er ein Jahrzehnt lang leitete. Dank seiner organisatorischen Aufbauarbeit gilt Marbach heute als das wohl wichtigste Literaturarchiv

Deutschlands. Sein wissenschaftliches Interesse richtete sich in dieser Zeit vor allem auf die Erforschung des literarischen Expressionismus, der von den Nazis als „entartete Kunst“ diffamiert worden war. 1968 wurde Paul Raabe die Leitung der traditionsreichen Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel übertragen, welche unter seiner Führung zu einer modernen, international anerkannten Studien- und Forschungsstätte für das Mittelalter und die frühe Neuzeit ausgebaut und für die Forschung geöffnet wurde, um heute zu den größten geisteswissenschaftlichen Einrichtungen in Europa zu gehören. Von Wolfenbüttel aus ging Paul Raabe 1992 als Direktor an die Franckeschen Stiftungen nach Halle (Saale) und wurde Mitglied des Stiftungsrats der Klassik Stiftung Weimar und des Kuratoriums Weimar Kulturhauptstadt Europas 1999. Nach seinem Ausscheiden aus dem Direktorenamt im Jahre 2000 wurde er in der Nachfolge Hans-Dietrich Genschers Vorsitzender des Kuratoriums der von August Hermann Francke 1695 als pietistisches Sozial- und Bildungswerk gegründeten Franckeschen Stiftungen, deren Rettung und Wiederaufbau nach 1990 aufs Engste mit seinem Namen verbunden sind.

Paul Raabes Lebenswerk erfuhr ab 1990 eine breite öffentliche Würdigung durch hochrangige staatliche und wissenschaftliche Auszeichnungen, darunter das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern, die Niedersächsische Landesmedaille, der Sächsische und der Thüringer Verdienstorden sowie der Verdienstorden des Landes Sachsen-Anhalt. Er wurde unter anderem mit dem Karl-Friedrich-Schinkel-Ring des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz und mit dem Deutschen Stifterpreis des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen geehrt. Darüber hinaus wurden ihm die Ehrendoktorwürden der Universität Krakau, der Technischen Universität Braunschweig sowie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zuteil. Er ist Ehrenbürger von Wolfenbüttel und Halle (Saale).

Mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ist Paul Raabe durch das Akademienvorhaben *Goedekes Grundriss* seit langen Jahren eng verbunden, um das er sich bleibende Verdienste erworben hat. Unmittelbar nach der Wiedervereinigung hat er als Projektleiter Verantwortung für dieses Vorhaben aus dem Erbe der Akademie der Wissenschaften der DDR übernommen und dafür Sorge getragen, dass es den Anforderungen des Akademienprogramms gerecht wurde und nunmehr planmäßig mit Erfolg abgeschlossen werden kann.

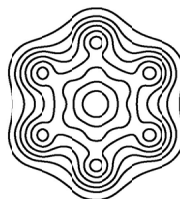
Indem die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften Professor Paul Raabe ihre Leibniz-Medaille verleiht, würdigt sie dessen eindrucksvolles Engagement und seine herausragenden Verdienste um die Förderung der Wissenschaften.

Paul Raabe verstarb am 5. Juli 2013.

Verleihung der Leibniz-Medaille an das Kuratorium des Fonds der Chemischen Industrie

GÜNTER STOCK

Mit der Verleihung der Leibniz-Medaille an das Kuratorium des Fonds der Chemischen Industrie würdigt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften dessen herausragende Verdienste um die Förderung der Wissenschaften.



Fonds der
Chemischen
Industrie

Der 1950 gegründete Fonds der Chemischen Industrie (FCI) ist eine national und international einzigartige Institution zur Förderung der chemischen Grundlagenforschung und Nachwuchsförderung in der Chemie. Finanziert durch Mitgliedsbeiträge, fördert der Fonds mit vielfältigen und ineinandergreifenden Instrumenten schwerpunktmäßig die Chemieausbildung – von der Breitenförderung an Schulen bis hin zur Spitzenforschung an Hochschulen. Darüber hinaus ist die Nachwuchsförderung ein Hauptanliegen des FCI. Bemerkenswert ist dabei, dass die Förderung allein auf dem Leistungsprinzip basiert und kein Einfluss auf Forschungsthemen genommen wird. So ist sein Wirken ein hervorragendes Beispiel für Public Private Partnership zwischen Industrieforschung und akademischer Wissenschaft – eine Erfolgsgeschichte, die ganz entscheidend auch von dem hohen persönlichen Einsatz der in den Entscheidungsgremien tätigen Personen aus Industrie und Hochschulen geprägt ist.

Seit seiner Gründung agiert der Fonds als Förderwerk des Verbandes der Chemischen Industrie. Die besondere Bewährungsprobe der deutschen Wiedervereinigung konnte der FCI vor allem durch die außergewöhnliche Einsatzbereitschaft seiner Kuratoriumsmitglieder und Mitarbeiter bestehen. So wurde sofort nach dem Mauerfall mit den Vorbereitungen einer Forschungsbeihilfe für ostdeutsche Lehrende begonnen, sodass bereits im Sommer 1990 Fördermittel in erheblichem Umfang bewilligt werden konnten.

Im Zuge seiner engagierten Nachwuchsförderung vergibt der FCI seit 1965 zahlreiche Stipendien, um den besten Nachwuchs im Bereich der Chemie zu fördern – darunter das Liebig-Stipendium für den Hochschullehrernachwuchs sowie Stipendien für Doktoranden und Lehramtsstudenten. Überdies lobt der FCI Preise und Auszeichnungen wie das begehrte Dozentenstipendium aus, das als eine Art von „Ritterschlag“ für angehende Professorinnen und Professoren gilt.

Auf besondere Weise fördert der Fonds auch die Gemeinschaft der Forschenden und Lehrenden im akademischen Bereich: So entstanden auf Anstoß des Kuratoriums des FCI die „Steinheimer Gespräche“, eine mehrtägige Veranstaltung, die über aktuelle Themen aus Wissenschaft und Industrie berichtet und Raum für Vorträge über wissenschaftskulturelle und -politische Fragen bietet. Unter den Teilnehmern sind Vertreterinnen und Vertreter aus Industrie und Wissenschaft, Stipendiaten und angehende Hochschullehrer, sodass diese Gespräche den Nachwuchs aus allen Bereichen der Chemie zusammenbringen und Grundlage für viele erfolgreiche Kooperationen sind.

Im Kuratorium des FCI sind Forschungsvorstände großer Chemie-Unternehmen und führende Hochschulchemiker vereint. Es ist das Entscheidungsgremium des Fonds, das in bestimmten Fragen vom Forschungsbeirat unterstützt wird. Diese gelebte Gemeinschaft von Forschenden und Lehrenden aus dem industriellen und dem akademischen Bereich spiegelt sich auch in der Wahl des gegenwärtigen Vorsitzenden, Dr. Andreas Kreimeyer, und seines Stellvertreters, Professor François Diederich, wider, die beide heute hier persönlich anwesend sind.

Andreas Kreimeyer ist seit 2003 Mitglied im Vorstand der BASF SE, Sprecher der Forschung und derzeit für die Bereiche Crop Protection & Coatings, die Region Südamerika, Biological & Effect Systems Research, BASF Plant Science sowie BASF New Business verantwortlich. Unser Akademiemitglied François Diederich ist seit 1992 Ordentlicher Professor für Organische Chemie am Laboratorium für Organische Chemie der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich.

Indem die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften dem Kuratorium des Fonds der Chemischen Industrie ihre Leibniz-Medaille verleiht, würdigt sie dessen beispielhaftes, eindrucksvolles und nachahmenswertes Engagement und seine herausragenden Verdienste um die Förderung der Wissenschaften.

Verleihung der Leibniz-Medaille an Alois M. Schader

GÜNTER STOCK

Mit der Verleihung der Leibniz-Medaille an Herrn Alois M. Schader würdigt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften dessen herausragende Verdienste um die Förderung der Wissenschaften.

Alois M. Schader, Jahrgang 1928, war von 1953 bis 1993 freiberuflich als beratender Bauingenieur tätig und ist Stifter und Namensgeber der 1988 ins Leben gerufenen Schader-Stiftung. Im Zuge der großen Wohnungsnot nach dem Zweiten Weltkrieg beriet Alois M. Schader insbesondere gemeinnützige Bauunternehmen hinsichtlich des sozialen Wohnungsbaus, wo er seine besonderen Kenntnisse im Bereich des wirtschaftlichen Bauens einsetzen konnte. Als Leiter interdisziplinärer Planungsteams erzielte er für seine Auftraggeber erhebliche Kosteneinsparungen bei deren Großprojekten.



Foto: Schader-Stiftung

Bereits Anfang der 1980er Jahre konnte Alois M. Schader systematische Mängel in den von ihm betreuten Wohnungsbauprogrammen feststellen. Der Bedarf nach neuen Haushaltsformen und die Tendenz zu kleineren Haushalten wurden zwar von den Gesellschaftswissenschaften wahrgenommen, nicht aber von den Bauträgern. Unter dem Eindruck dieser wechselseitigen Verständnisprobleme entschloss er sich 1988 zur Gründung einer gemeinnützigen Stiftung, deren Ziel es seitdem ist, die Praxisorientierung der Gesellschaftswissenschaften und damit zugleich die Akzeptanz der Gesellschaftswissenschaften in der Praxis zu fördern.

Angesichts der demographischen Entwicklung und den sich daraus ergebenden Folgen für den Wohnungsbau galt das besondere Interesse des Stifters zunächst dem Thema „Wohnen im Alter“. Mit dem Bundesbauministerium initiierte er ein

gemeinsames und von der Schader-Stiftung finanziertes Forschungsprojekt und konnte wichtige Beiträge zur Forschung leisten.

Durch Änderung der Stiftungssatzung hat der Stifter inzwischen das Aufgaben- und Fördergebiet der Stiftung erweitert: Im Fokus ihrer Arbeit stehen nunmehr auch umfassendere Fragen zu den Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels auf das Leben in urbanen Gesellschaften, internationale Stadtgesellschaft, demographischer Wandel sowie Kunst und Gesellschaft, die praxisorientiert untersucht werden. Zu den von der Stiftung geförderten Projektthemen gehören unter anderem der Dialog zwischen Gesellschaftswissenschaft und Praxis, Wohnen in einer alternden Gesellschaft, Integration von Zuwanderern, Stadtentwicklung im Zeichen demographischen und sozialen Wandels, urbane Transformationen, Wohnungspolitik in den osteuropäischen EU-Beitrittsländern sowie die öffentliche Daseinsvorsorge.

Im Einvernehmen mit seiner Familie hat Alois M. Schader einen wesentlichen Teil seines Vermögens auf die Stiftung übertragen und ihr den verbleibenden Teil zur Nutzung überlassen. Der Stifter ist aktives und engagiertes Mitglied im Stiftungsvorstand und dort für die Finanzen zuständig. Öffentlich besonders sichtbar ist die jährliche Vergabe des Schader-Preises an Gesellschaftswissenschaftler, die sich um die Verständigung zwischen Theorie und Praxis verdient gemacht haben.

Die Schader-Stiftung ist eine der wenigen aus der Mitte der Zivilgesellschaft heraus entstandenen privaten Stiftungen in Deutschland, wenn nicht die einzige, die sich speziell die Förderung der Sozialwissenschaften zum Ziel gesetzt hat. Die Stiftung ist neben vielem anderen insbesondere eine Herausforderung für die Sozialwissenschaften, ihre Fähigkeit auszubilden und nachzuweisen, auf praktische Fragen praktikable Antworten zu geben.

Indem die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften Alois M. Schader ihre Leibniz-Medaille verleiht, würdigt sie dessen eindrucksvolle und beispielhafte, wissenschaftsfördernde private Initiative zur Gründung der Schader-Stiftung.

Verleihung des Akademiepreises an Helmut Cölfen

JOCHEN BRÜNING

Den Akademiepreis 2013 erhält der Chemiker Helmut Cölfen aus Konstanz für seine herausragenden experimentellen und theoretischen Beiträge zur Kristallisation und Biomineralisation.

Helmut Cölfen wurde 1965 in Krefeld geboren. An der Gerhard Mercator-Universität in Duisburg studierte er von 1985 bis 1991 Chemie, 1993 promovierte er dort mit Auszeichnung über analytische Ultrazentrifugierung. Dabei handelt es sich um ein schon lange bekanntes Verfahren zur Sortierung von Bestandteilen einer Lösung nach Größe, Dichte und Form, das Helmut Cölfen allerdings enorm verfeinerte. Im Anschluss ging er als Postdoktorand zwei Jahre zu S. E. Harding nach Nottingham, wo er über die Charakterisierung und Interaktion von Biopolymeren arbeitete. Von 1995 bis 2010 verbrachte er entscheidende Jahre am Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung in Golm bei Markus Antonietti, ehe er 2010 dem Ruf auf einen Lehrstuhl für Physikalische Chemie an der Universität Konstanz folgte; dort ist er seitdem tätig.



Unter diesen, nach heutigen Maßstäben eher unspektakulären Rahmenbedingungen entdeckte Helmut Cölfen grundlegend neue Phänomene der Kristallisation, die er theoretisch begründete und experimentell verifizierte. Helmut Cölfens Resultate haben die Forschung an und mit Biomineralien revolutioniert und die wissenschaftliche Gemeinschaft so gründlich überzeugt, dass sie in kurzer Zeit den Rang von Lehrbuchwissen erreichten. Das ist insofern überraschend, als die Kristallstruktur der Festkörper seit mehr als hundert Jahren sehr gut verstanden ist. Ihre vollständige Beschreibung durch die Euklidischen Bewegungsgruppen des zwei- und dreidimensionalen Raumes verleiht ihr hohen ästhetischen Reiz und dem zugrunde liegenden

periodischen System der Elemente die Anmutung eines „Alphabets der Materie“. Unter dem überwältigenden Eindruck dieser prinzipiellen Vollständigkeit wandelten sich die Naturforscher des 19. Jahrhunderts zu Physikern und Chemikern im heutigen Sinn, unter Ausschluss der Physiologen; der um vieles größere Formenreichtum der belebten Welt geriet dabei in wissenschaftliche Vergessenheit.

Die Interessenlage hat sich inzwischen gewaltig verschoben. Heute wollen wir wissen, warum die Stacheln des Seeigels – oder unsere Zähne – so widerstandsfähig sind und wie sie konstruiert sind, zum Beispiel weil sie als Blaupause für leichte, sehr widerstandsfähige und biologisch abbaubare Werkstoffe dienen könnten. Dieser Themenbereich wird mit Hochdruck international erforscht und in diesem Wettbewerb hat Helmut Cölfen eine herausragende Position inne. Er hat zum Beispiel die neue Struktur des Mesokristalls beschrieben und gezeigt, dass sie der Bildung vieler Biomaterialien zugrunde liegt, dass aber auch herkömmliche, „klassische“ Kristallisation über Mesokristalle erfolgen kann, was als „nicht-klassische Kristallisation“ bezeichnet wird. Die wiederum liefert zum Beispiel Konstruktionsprinzipien für Biomineralien mit vorgeschriebenen Eigenschaften. Diese Erkenntnisse, ihre Begründung und ihre Handhabung finden sich in dem 2008 erschienenen Lehrbuch „Mesocrystals and Nonclassical Crystallization“, gemeinsam verfasst mit Markus Antonietti, ohne das die Arbeit mit Biomineralien heute kaum mehr möglich ist. Es ist bemerkenswert, auch für unser Verständnis der Wissenschaftsevolution, dass dieses Buch die Wiederentdeckung und Neubewertung vieler Arbeiten von Naturforschern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts umfasst, die nur deshalb in ihrer Zeit nicht fortgesetzt wurden, weil nanotechnische Untersuchungsmethoden noch nicht zur Verfügung standen.

Helmut Cölfen „has made some of the most significant contributions to modern interdisciplinary science“, meinte ein Gutachter, ein weiterer nannte ihn „a real intellectual and an exceptional chemist“ und ein dritter schrieb, „I cannot think of a person more worthy of receiving the Academy Price than Helmut Cölfen“. Diesem Urteil hat sich die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften angeschlossen und überreicht den Akademiepreis 2013 mit Freude und Stolz.

Ansprache des Akademiepreisträgers: Nichtklassische Kristallisation

HELMUT CÖLFEN

Kristalle faszinieren die Menschheit bereits seit Anbeginn durch ihre beeindruckenden streng geometrischen Formen, die durch ihre atomare Struktur bereits vorbestimmt sind, sowie durch ihr attraktives optisches Erscheinungsbild. Kristalle werden aber trotz ihrer Schönheit nicht nur als Schmuck verwendet, sondern sind auch geologisch und in der belebten Natur von größter Bedeutung. Sie sind geologisch sehr wichtig und haben vielseitigste Anwendungen, angefangen von Baustoffen bis hin zu den verschiedensten physikalischen Anwendungen als optische, elektronische oder magnetische Elemente. Umso überraschender ist es, dass die Entstehung von Kristallen trotz ihrer herausragenden Bedeutung und des damit verbundenen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interesses bis heute, nach 80 Jahren weltweiter Forschung, noch nicht vollständig aufgeklärt werden konnte. Damit sind die komplette Kontrolle sowie die rationale Vorhersage von Kristallisationsvorgängen derzeit noch nicht möglich.

Das Problem liegt in der Komplexität von Kristallisationsreaktionen, welche über multiple transiente Zwischenstufen ablaufen können und somit durch eine Vielzahl von Parametern beeinflusst werden. Das klassische Bild der Kristallisation geht von zufälligen, durch die Brownsche Molekularbewegung bedingten Stößen der Bausteine aus, die zur Bildung von Clustern führen. Diese sind aber instabil, solange sie nicht eine kritische Größe überschreiten, ab der sie wachsen können, was man als kritischen Keim bezeichnet. Das weitere Wachstum des Kristalls erfolgt dann schichtweise durch Anlagerung von Bausteinen an Ecken und Kanten der Wachstumsschichten.

Betrachtet man kristalline Materialien in der belebten Natur, die sogenannten Biomineralien, wie Knochen, Zähne, Algenskelette oder Muschelschalen, dann wird klar, dass diese komplexen Materialien nicht alle nach dem klassischen Bild kristallisiert sein können. Dies sieht man deutlich am Beispiel von Calcit (Kalk).

Ein Einkristall von Calcit, der nach dem klassischen Kristallisationsmechanismus gebildet wurde (Abb. 1), weist definierte Kristallflächen auf, die in bestimmten, durch die atomare Anordnung der Bausteine bestimmten Winkeln zueinander stehen. Dies entspricht der Lehrbuchdefinition eines Kristalls. Betrachtet man die Mikrostruktur von Calcit in einem Seeigelstachel (Abb. 2), so fällt auf, dass Kristallflächen und definierte Winkel zwischen diesen Flächen komplett fehlen, obwohl sich



Abbildung 1

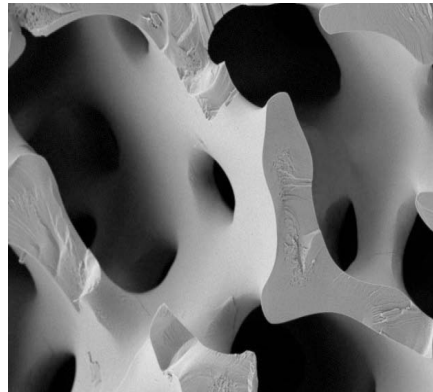


Abbildung 2

der Seeigelstachel in der Einkristallröntgenanalyse exakt wie ein Calcit-Einkristall verhält. Der Grund für dieses Verhalten liegt in der Feinstruktur des Seeigelstachels auf der Nanometerskala begründet. Die kristallinen Calcitbausteine des Seeigelstachels sind alle parallel wie in einem Mauerwerk angeordnet (Abb. 3).

Zwischen den Bausteinen befindet sich ungeordnetes amorphes Material, was in der Elektronenmikroskop-Aufnahme als heller Zwischenbereich zwischen den kristallinen Calcit-Nanopartikeln erscheint (Abb. 3). Offenbar hat die Natur einen Aufbau gewählt, der einem Mauerwerk ähnelt (Abb. 4, hier sind zwischen den Nanopartikeln organische Moleküle eingezeichnet). Ein derartiger Kristall wird als mesoskopisch strukturierter Kristall oder auch kurz Mesokristall bezeichnet. Dieser besteht aus Nanopartikeln, die eine gegenseitige Ordnung aufweisen.

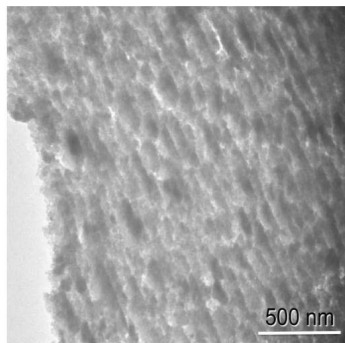


Abbildung 3

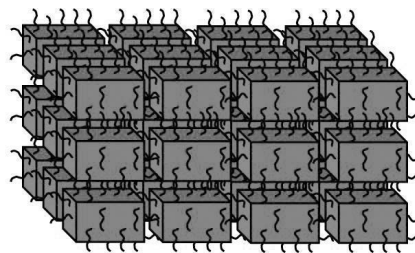


Abbildung 4

Der Vorteil eines derart strukturierten Materials ist, dass die brüchigen aber harten kristallinen Nanopartikel dem Material Härte verleihen und die amorphen vergleichsweise weichen Anteile die Ausbreitung von Rissen vermindern, die sich in kristallinem Material schnell entlang sogenannter Spaltebenen ausbreiten können, die im amorphen Material fehlen. Dadurch wird das mesokristalline Material bruchfester. Auf diese Art und Weise formt ein Seeigel Stachel mit optimierten mechanischen Eigenschaften, die bruchfest genug sind, um wirksamen Schutz gegen Räuber bieten zu können, was ein klarer Vorteil für evolutionäre Optimierung ist. Perlmutter in einer Muschelschale ist nach einem ganz ähnlichen Bauprinzip aufgebaut. Auch hier wird Kalk verwendet, in Form von kristallinen Aragonitplättchen, die von organischen Schichten umgeben sind, die die Rissausbreitung entlang von Spaltebenen in den Kristallen vermindern.

Während ein mesokristalliner Aufbau eines kristallinen Materials für Biomineralien offenbare mechanische Vorteile bietet, hat diese Struktur darüber hinaus eine weitaus größere und allgemeinere Bedeutung. Diese wird klar, wenn man bedenkt, dass Mesokristalle wegen ihrer hohen inneren Oberfläche thermodynamisch nicht stabil sind und das System inhärent bestrebt ist, diese Oberfläche zu minimieren. Das kann dadurch geschehen, dass Moleküle auf der Oberfläche der Nanopartikel im Mesokristall aus dem System entfernt werden und die nun nicht mehr stabilisierten, aber gegenseitig ausgerichteten Kristalloberflächen fusionieren. Dies baut die innere Oberfläche ab und gewinnt zusätzlich Gitterenergie, was für das System energetisch günstig ist und eine Triebkraft zum Abstoßen von Molekülen auf den Nanopartikeloberflächen ist. Das Produkt dieser Fusion von Nanokristallen ist ein Einkristall, wie er auch nach dem klassischen Mechanismus durch Nukleation und dann schichtweises Wachstum gebildet wird. Damit stellen Mesokristalle, wie in der Abbildung dargestellt, eine Zwischenstufe in einem alternativen Kristallisationspfad dar.

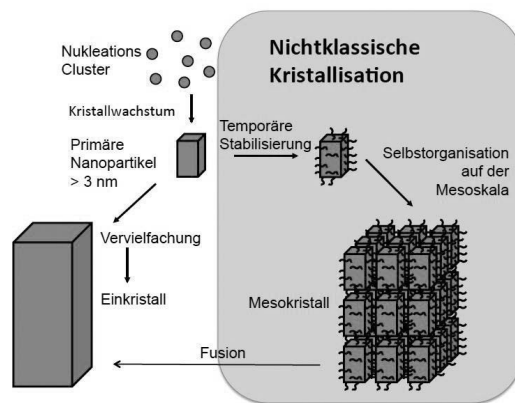


Abbildung 5

Dieser nichtklassische Kristallisationspfad (Abb. 5) basiert auf Nanopartikelbaueinheiten anstelle der atomaren Baueinheiten des klassischen Kristallisationspfades und eröffnet völlig neue Möglichkeiten, Kristalle zu bilden. So sind Kristalle, die nach dem nichtklassischen Kristallisationspfad gebildet werden, in ihrer Form nicht mehr an die Vervielfachung ihrer Einheitszelle durch das schichtweise Wachstum gebunden und können jede Form annehmen. Auch sind oft Moleküle eingeschlossen, die zuvor die Nanopartikel im Mesokristall-Intermediat stabilisiert haben und nicht völlig abgestoßen werden konnten. Diese eingeschlossenen Moleküle können ebenfalls die Ausbildung von Rissen entlang von Spaltebenen vermindern und so zur Bruchfestigkeit der Kristalle beitragen.

Es ist aber auch möglich, Mesokristalle als kinetisch stabilisierte Intermediate zu erhalten, zum Beispiel wenn die organischen Moleküle fest genug auf den Nanopartikeln gebunden sind und nicht abgestoßen werden. Solche Mesokristalle können dann wie Biomineralien verbesserte mechanische Eigenschaften haben. So ist es uns beispielsweise gelungen, mit gut bindenden Makromolekülen einen mesokristallinen Aufbau von Zement zu realisieren. Dieser Zement wurde dann bruchfest und elastisch verformbar, was die Vorteile der mesokristallinen Strukturierung eindrucksvoll belegt. Aber es gibt auch eine ganze Reihe weiterer vorteilhafter Eigenschaften, die Mesokristalle haben können, da sie aus Nanopartikeln aufgebaut sind und daher deren Eigenschaften haben, aber von der Größe mikroskopische oder makroskopische Körper sind, die viel leichter zu handhaben sind als Nanopartikel. Darüber hinaus können die geordneten Nanopartikel in einem Mesokristall aber auch kollektive physikalische Eigenschaften ausbilden wie zum Beispiel Kopplung magnetischer Dipole. Diese neuartigen Möglichkeiten machen Mesokristalle zu einem vielversprechenden Forschungsobjekt. Bisher ist über ihre Bildungsmechanismen noch wenig bekannt, was auch für nichtklassische Kristallisationspfade gilt. Mich faszinieren Mesokristalle, weil sie die Möglichkeit bieten, Materie in geordneter Weise zu strukturieren – oft über die Selbstorganisation von Nanopartikeln. Auch ist es ein äußerst spannendes Forschungsfeld zu versuchen, die Mechanismen der nichtklassischen Kristallisation aufzuklären, nicht nur, um nach Jahrzehnten intensiver Forschung den für Wissenschaft und Wirtschaft so wichtigen Prozess der Kristallisation besser zu verstehen, sondern auch um nichtklassische Kristallisationsprozesse gezielt steuern zu können und so das große Potential, das in diesem Kristallisationspfad inklusive der Mesokristall-Intermediate steckt, nutzen zu können. Die Natur hat vorgemacht, was durch geschickte hierarchische Strukturierung nanokristalliner Materialien erreicht werden kann, auch wenn die Zahl und Qualität der verwendeten anorganischen Baustoffe begrenzt ist. Es wird spannend sein zu beobachten, welche Materialien durch nichtklassische Kristallisationsvorgänge in der Zukunft erhältlich sein werden, wenn mit dem viel größeren synthetischen Baukasten eines Chemikers gearbeitet werden kann.

Angewandte Aufklärung

FESTVORTRAG VON TIMOTHY GARTON ASH

Es freut mich sehr, hier an diesem mir vertrauten Ort den diesjährigen Leibniz-Vortrag zu halten. Ich muss allerdings gleich mit einem Eingeständnis beginnen. Meinen Titel habe ich von Ralf Dahrendorf gestohlen, der vor genau 50 Jahren ein Buch mit dem Titel *Die angewandte Aufklärung* vorlegte. In *Die angewandte Aufklärung* ging es Dahrendorf damals, wie es im Untertitel heißt, um *Gesellschaft und Soziologie in Amerika*.¹ Ich möchte über angewandte Aufklärung in Europa sprechen, und zwar in einem Europa, das ganz anders aussieht als noch vor 50 Jahren – das Wort „multikulturell“ war damals wenig bekannt – und das sich in einer ganz anderen, sich schnell verändernden Welt befindet.

Gerade wegen dieser oft verunsichernden Veränderungen hissen viele Europäer heute die Flagge der Aufklärung – oft als spezifisch europäische Flagge. Dies ist sozusagen die Fahne der sonst Fahnenlosen, der Glaubensgrundsatz der sonst Ungläubigen. Auch ich hisse diese Flagge. Ich stimme Tzvetan Todorov voll und ganz zu, wenn er in seinem Buch *In Defence of the Enlightenment* – also, die Verteidigung der Aufklärung – schreibt:

„Die Aufklärung ist Europas angesehenste Schöpfung, welche nie ohne die Existenz des europäischen Raumes, der einheitlich und doch zugleich vielfältig ist, in Erscheinung hätte treten können. Das Gegenteil ist jedoch genauso wahr: Europa, wie wir es heute kennen, hat seine Wurzeln in der Aufklärung. Es ist daher keine Übertreibung zu sagen, dass es ohne Europa keine Aufklärung gäbe, und ohne Aufklärung kein Europa.“²

Die Frage lautet nur: Was bedeutet Aufklärung heute? Wie soll sie angewandt werden in einer Welt, die sich grundlegend verändert hat, nicht zuletzt als Konsequenz zweier weltgeschichtlicher Entwicklungen im letzten halben Jahrhundert? Ich spreche zum einen von der Massenmigration, die zur Folge hat, dass in Weltstädten wie London, Toronto und Berlin Menschen aller Länder, Kulturen, Religionen und Ethnizi-

¹ Dahrendorf, Ralf: *Die angewandte Aufklärung: Gesellschaft und Soziologie in Amerika*. Frankfurt am Main 1968.

² Todorov, Tzvetan: *In Defence of the Enlightenment*. London 2010, S. 147.

täten zumindest nebeneinander – wenn auch nicht immer miteinander – leben. Zum anderen ist die Leibniz'sche Vision einer universellen, die ganze Menschheit durch Zahlen verbindenden Rechenmaschine im 21. Jahrhundert Wirklichkeit geworden. Ich meine natürlich das Internet, welches Daten, Informationen und Wissen unter Abermillionen von Menschen weltweit verbreitet, und zwar in dem es alles auf zwei Zahlen reduziert – 0 und 1. Die Zahl der so Vernetzten wird, gerade durch mobile Netzwerkzugänge, in den nächsten fünf bis zehn Jahren schätzungsweise auf sechs Milliarden Menschen ansteigen. Was bedeutet eine „angewandte Aufklärung“ unter diesen Bedingungen? Das ist natürlich ein abendfüllendes Thema. Ich werde heute Vormittag – in den mir zugeteilten 30 Minuten – nur eine grundsätzliche Anmerkung machen und dann drei miteinander verbundene Aspekte des Themas skizzenartig behandeln: das Verhältnis zur Religion, die Rede- und Meinungsfreiheit und Europas geistige Einstellung zu einer zunehmend nicht-westlichen oder nach-westlichen Welt.

Zunächst einmal zur Ur- und Kernfrage der Aufklärung: Was ist Aufklärung? In dem von Reinhart Koselleck meisterhaft geführten *Historischen Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland – Geschichtliche Grundbegriffe* finden wir einen Aufsatz von genau 100 Seiten zur Beantwortung dieser Frage – und dieser befasst sich nur mit dem deutschen Sprachgebrauch. Ähnlich differenzierte Abhandlungen lassen sich im Englischen, Französischen und Italienischen finden. Das ist auch angemessen, da die Vielfältigkeit bezeichnend ist für das historische Phänomen, das wir als „die Aufklärung“ bezeichnen, so wie auch für Europa selbst.

Man kann die Frage „Was ist Aufklärung?“ aber auch kurz und bündig beantworten, und zwar mit zwei lateinischen oder mit drei englischen Wörtern. „Sapere aude!“ war die berühmte Antwort Immanuel Kants in der Berlinischen Monatsschrift von 1784. „Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen.“ Oder wie mein Oxforder Kollege, der Goethe- und Thomas Mann-Kenner T. J. Reed, es neulich Umgangssprachlicher zusammenfasste: „Think for yourself.“

Das ist der Urgedanke der Aufklärung, an dem es festzuhalten gilt. In der neueren politischen Theorie spricht man von „autonomy“ – die Autonomie des einzelnen Menschen, die individuelle Selbstbestimmung und Souveränität. Der Mensch soll Autor des eigenen Lebens sein, Subjekt und nicht Objekt der Geschichte. Gerade in einer multikulturellen Gesellschaft und in einer eng verbundenen Welt dürfen wir da keine Abstriche machen. Im Gegenteil, das Bildungssystem muss doppelte Anstrengungen unternehmen, damit jede und jeder, woher sie oder er auch kommt – geographisch, gesellschaftlich, kulturell oder religiös –, im Stande ist, sich des eigenen Verstandes zu bedienen. Er oder sie muss frei und bewusst zwischen Glaubensrichtungen, Ideologien und Lebensarten wählen können.

Aber dieser kritische Geist der Aufklärung bedeutet auch, dass die Frage „Was ist Aufklärung?“ ständig neu gestellt werden muss – und dazu gehört, dass man die überlieferte Tradition der Aufklärung selbst immer wieder in Frage stellt.

Damit komme ich zum ersten Aspekt: dem Verhältnis zur Religion. Ich will mich an dieser Stelle nicht einmischen in den wichtigen Historikerstreit zur Frage, ob es mehrere Aufklärungen gab, etwa die britische, französische und amerikanische, wie Gertrude Himmelfarb argumentiert, oder nur *die* Aufklärung.³ Denn selbst der große zeitgenössische Historiker der Aufklärung, Jonathan Israel, der – im Gegensatz zu Himmelfarb – vehement darauf besteht, dass es eine klare historische Einheit der Aufklärung gibt, selbst Israel weist darauf hin, wie unterschiedlich die Antworten der großen Denker der Aufklärung zum Verhältnis des Staates zur Religion – also, zur Frage der Toleranz oder „Toleration“ – sind. Israel verdeutlicht dies anhand der Beispiele von John Locke, Pierre Bayle und Benedictus (Baruch) de Spinoza, mit ihren jeweils sehr verschiedenen Toleranzdoktrinen.⁴

Diese Toleranzdoktrinen der großen Aufklärer haben ihre Spuren an den verschiedenen Modellen des Säkularismus hinterlassen, die in heutigen westlichen Demokratien zu finden sind. Der amerikanische Politologe Paul Starr nennt das Beispiel des heutigen amerikanischen und französischen Säkularismus, um dies auf eine bewusst vereinfachende aber einleuchtende Weise klarzumachen. Der französische Säkularismus – also, die *laïcité* –, schreibt Starr, verordne, Voltaire zufolge, Freiheit *von* der Religion. Der amerikanische Säkularismus, als Erbe von Locke, verordne Freiheit *für* die Religion. Beide Modelle seien zweifellos Erben der Aufklärung.

Eine rein formelhafte Beschwörung der Bedeutung der Aufklärung gibt also keine konkreten Antworten auf die Frage, wie das Verhältnis des Staates – und auch der Öffentlichkeit – zur Religion in westlichen, europäischen Demokratien im 21. Jahrhundert aussehen soll. Im Geiste der Aufklärung selbst müssen die Antworten durch die über 200-jährige Praxis und Theorie angereichert werden. Wir befinden uns inmitten eines fortdauernden Prozesses. Den statischen, singulären, sich nicht verändernden Säkularismus gibt es nicht. Denn es gibt nicht den säkularen Staat, sondern den säkularisierten Staat, wie Ernst-Wolfgang Böckenförde es in einem tief sinnigen Essay beschreibt.

³ Himmelfarb, Gertrude: *The Roads to Modernity: The British, French and American Enlightenments*. New York 2004.

⁴ Israel, Jonathan: *Enlightenment Contested: Philosophy, Modernity, and the Emancipation of Man 1670–1752*. Oxford 2008, Kapitel 6.

Böckenförde zitiert einen Briefwechsel mit dem damaligen Kardinal Ratzinger, jetzt Papst emeritus. Der Argumentation von Böckenförde für einen weltanschaulich neutralen Staat entgegnete der zukünftige Papst emeritus, ein Staat habe doch seine eigenen kulturellen und religiösen Wurzeln, die auch dann für ihn in gewisser Hinsicht konstitutiv blieben, wenn er selbst sich den Religionen gegenüber zur Neutralität verpflichtet wisse. Sonst müssten sogar die Privilegien des Sonntags verschwinden. Abschließend schrieb der damalige Kardinal Ratzinger:

„Ein Staat kann sich nicht völlig von seinen eigenen Wurzeln abschneiden und sich sozusagen zum reinen Vernunftstaat erheben, der ohne eigene Kultur und ohne eigenes Profil alle für Ethos und Recht relevanten Traditionen gleich behandelt und alle öffentlichen Äußerungen der Religionen gleich einstuft. Was in der Diskussion der letzten Jahre ziemlich unzulänglich mit dem Wort ‚Leitkultur‘ angesprochen war, ist in der Sache fundiert.“⁵

Was in dem Briefwechsel Böckenförde-Ratzinger zum Vorschein kommt, fasst eine wichtige Entscheidung in Worte, vor der wir stehen. Der Staat ist mit der Zeit immer neutraler und säkularer geworden – viel neutraler und säkularer als die meisten Aufklärer des 17. und 18. Jahrhunderts es für möglich und wahrscheinlich oder auch für wünschenswert gehalten hätten. Doch es gibt noch immer signifikante Überreste historischer Ungleichbehandlung, bedingt durch die Geschichte Europas und des jeweiligen Landes. Wenn aber fast alle Religionsgemeinschaften und Kulturen der Welt in unserer Gesellschaft vertreten sind, stehen wir an einem Scheideweg: Entweder schaffen wir diese letzten Elemente historisch bedingter Privilegien ab, damit alle gleich behandelt werden, auf streng säkulare, neutrale Weise, oder wir erweitern sie, damit alle Glaubensgemeinschaften und Kulturen die gleichen Privilegien genießen.

Ich plädiere mit Nachdruck dafür, dass wir den ersten Weg gehen. Das kann, und hier hat der Papst emeritus sicherlich Recht, nicht völlig konsequent zu Ende geführt werden. Um es ganz konkret zu machen: Nehmen wir einen kleinen Betrieb, der beispielsweise Kühlschränke herstellt und neun Angestellten hat, einen gläubigen Christen, einen gläubigen Muslim, einen Hindu, Sikh, Jain, Juden, Scientologen, einen Buddhisten und – nicht zuletzt – einen Atheisten. Wenn alle ihre eigenen Fest- und Feiertage freinehmen würden, dann würde der Kühlschrank nur sehr langsam – wenn überhaupt – gebaut werden. Der Sonntag bleibt also der arbeitsfreie Tag, aber aus Gründen der praktischen Vernunft und nicht der Leitkultur. Das wird sofort von den meisten religiösen Minderheiten akzeptiert, soweit auch kleinere notwendige Kompromisse eingegangen werden.

⁵ Böckenförde, Ernst-Wolfgang: *Der säkularisierte Staat*. München 2006, S. 32–33.

Wenn wir aber diesen Weg gehen, stoßen wir auf das, was manchmal als das Böckenförde-Paradox bezeichnet wird. Böckenförde formuliert es folgendermaßen: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das große Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist.“ Aber Böckenförde präzisiert das, indem er hinzufügt:

„Als freiheitlicher Staat kann er einerseits nur bestehen, wenn sich die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, von innen her, aus der moralischen Substanz des einzelnen und der Homogenität der Gesellschaft reguliert. Andererseits kann er diese inneren Regulierungskräfte nicht von sich aus, das heißt mit den Mitteln des Rechtszwanges und autoritativen Gebots, zu garantieren suchen.“⁶

In der Tat kann der säkularisierte Staat dies nicht mit dem Mittel des Rechtszwanges und autoritativen Gebots tun – dies sind jedoch nicht die einzigen Möglichkeiten, die der Staat besitzt. In einem sehr einleuchtenden neuen Buch mit dem Titel *When the State Speaks, What Should It Say?* – also, wenn der Staat spricht, was soll er sagen? – unterscheidet der amerikanische Politikwissenschaftler Corey Brettschneider⁷ zwischen der koerzitären und der expressiven Funktion des Staates. In seiner koerzitären Funktion muss der Staat immer neutraler werden. Doch ein Staat kann auch sprechen – durch Symbole, durch Denkmäler, durch Museen, durch öffentliche Reden eines Bundespräsidenten oder einer Königin, durch den Kniefall eines Bundeskanzlers in Warschau oder ein Holocaustdenkmal – und nicht zuletzt durch Lehrpläne, die zwar offen sein und alle ansprechen sollten, doch dabei keinesfalls wertneutral bleiben müssen.

Damit bin ich beim zweiten Aspekt. Im Englischen sagt man kurz und knapp „free speech“ – im Deutschen unterscheidet man, mit erhellenden Nuancen, zwischen der Rede-, Presse-, Informations- und Meinungsfreiheit. Auf diesem Gebiet stehen wir am gleichen Scheideweg, wie ich ihn vorhin beschrieben habe. Es gibt in den meisten europäischen Ländern noch immer Beschränkungen oder Tabus, die aus der Geschichte stammen, die aber mit einer streng verstandenen, säkularen Neutralität des Staates und der echten Gleichbehandlung aller Bewohner nicht so einfach zu vereinbaren sind.

Ich nenne wegen der Kürze der Zeit nur ein Beispiel: die sogenannten *lois mémorielles* – Gedenk- oder Erinnerungsgesetze –, die bestimmte Aussagen zur Geschichte verbieten beziehungsweise vorschreiben. In Deutschland besteht seit langem das Verbot der Holocaustverleugnung (verstanden als „Volksverhetzung“),

⁶ Böckenförde, Ernst-Wolfgang: *Recht, Staat, Freiheit*. Frankfurt am Main 1991, S. 112–113.

⁷ Brettschneider, Corey: *When the State Speaks, What Should It Say?: How Democracies Can Protect Expression and Promote Equality*. Princeton 2012.

aus Gründen, die man hier wohl nicht anzuführen braucht. In Frankreich gibt es solch ein Verbot erst seit 1990, das sogenannte *loi Gayssot*. Es löste in Frankreich, und auch anderswo, eine Welle von *lois mémorielles* aus, beispielsweise zur Geschichte des französischen Kolonialismus oder der Sklaverei. Heute gibt es in etlichen europäischen Ländern weitergreifende Verbote von Völkermordsverleugnung oder der Verleugnung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

So geschah es beispielsweise schon 1995, dass der bekannte amerikanische Spezialist für osmanische Geschichte, Bernard Lewis, von einem französischen Gericht aufgrund seiner Aussage verurteilt wurde, dass das schreckliche Leid der Armenier in den letzten Jahren des Osmanischen Reiches möglicherweise nicht ganz genau der Definition eines Völkermords im Sinne des internationalen Rechts entspreche.⁸ In der Schweiz wurde ein Journalist wegen Verleugnung des Genozids an den Armeniern gerichtlich verurteilt. In der Türkei aber wurde der Schriftsteller und Nobelpreisträger Orhan Pamuk angeklagt, gerade weil er – in einer Schweizer Zeitschrift – das Geschehen als „Genozid“ bezeichnet hatte. Was in den Alpen staatlich vorgeschriebene historische Wahrheit war, war in Anatolien staatlich verbotene historische Unwahrheit.

Dann kamen noch die Mittel- und Ost-Europäer dazu, die aus ihrer Erfahrung heraus die Frage stellten: Warum sollen nur Verbrechen und Massenmord des Faschismus und nicht des Kommunismus so behandelt werden? Im Jahre 2010 verabschiedete das ungarische Parlament ein Gesetz, das Holocaustverleugnung kriminalisierte. Später im selben Jahr änderte ein neu gewähltes ungarisches Parlament das Gesetz, sodass es nun heißt: „Es werden diejenigen bestraft, die Völkermorde, vollbracht durch nationalsozialistische oder kommunistische Regime, verleugnen.“

Und so stehen wir vor der gleichen Wahl: Sollten wir in einer zunehmend vielfältigen Gesellschaft und verflochtenen Welt Beschränkungen und Verbote einführen oder sollten wir sie abschaffen? Auf die gutgemeinte Initiative eines deutschen Justizministers hin, verabschiedete die Europäische Union im Jahre 2008 einen Rahmenbeschluss, laut dem „die öffentliche Billigung, Verleugnung oder grobe Verharmlosung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Völkermord und Kriegsverbrechen“ in allen EU-Mitgliedsstaaten verboten werden sollten. Hier bleibt noch anzumerken, dass es in der autoritativen Auslegung des UN-Menschenrechtskomitees zu Artikel 19 des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte heißt, „Gesetze, die den Ausdruck von Meinungen zu geschichtlichen Fakten kriminalisieren, sind unvereinbar mit den Verpflichtungen, die der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte den unterzeichnenden Staaten auferlegt“.

⁸ Garton Ash, Timothy: *Free to know (Introduction to Principle 5). The Free Speech Debate*. <http://freespeechdebate.com/en/principle/p-5/free-to-know/#link-3> (19.03.2014).

Nicht aber aus Gründen internationaler Vertragsverpflichtungen, die sicherlich – gerade mit Blick auf Artikel 20 desselben Paktes – auch anders zu interpretieren sind, sondern aus Gründen der Aufklärung plädiere ich dafür, dass wir auch hier den anderen Weg gehen – den Weg der konsequenteren Neutralität des Staates.

Auch wenn wir, nach einem Jahrhundert totalitärer Lügen, nicht die große Zuversicht von John Milton und John Stuart Mill haben, dass sich die Wahrheit immer und überall in freiem Disput durchsetzt, so können wir doch heute, in Europa, zuversichtlich sein, dass die geschichtliche Wirklichkeit von Völkermorden durch die freie, quellenkritische Arbeit von Wissenschaftlern und Journalisten für die überwiegende Mehrheit unserer Gesellschaft überzeugend und unleugbar dargestellt wird – und Holocaustleugner werden auch am besten durch solche freien Diskussionen diskreditiert.

Wenn wir aber im Sinne einer konsequenteren Aufklärung „freedom for the thought we hate“ – also Freiheit für den Gedanken, den wir verabscheuen – befürworten, so beinhaltet dies, um auf Böckenförde zurückzukommen, nur eine Freiheit von „den Mitteln des Rechtswangs und autoritativen Gebots“. Es heißt überhaupt nicht, dass der Staat in seiner sprechenden, ausbildenden, Beispiel gebenden und symbolischen Rolle keine klaren Zeichen setzen darf. Im Gegenteil, je weniger koerzitive, also mit Mitteln des Rechtswangs unterlegte Beschränkungen es gibt, umso klarer müssen expressive Akzente gesetzt werden.

Und wenn wir das Wagnis der Offenheit eingehen, in unserem Verhältnis zur Geschichte und zur Religion, bedarf es selbstverständlich mehr als nur der strengen Neutralität des Staates in seiner koerzitiven Funktion, und mehr als der ausbildenden und zeichensetzenden Rolle des Staates in seiner expressiven Funktion. Es bedarf des Engagements von uns in der Zivilgesellschaft oder Bürgergesellschaft. Dazu gehört die Pflege dessen, was im Deutschen Streitkultur heißt. So wie Immanuel Kant das in seiner *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* herausarbeitete, geht es nicht darum, dass wir Konflikte vermeiden, verdrängen oder verschweigen, sondern darum, sie auf gewaltlose, zivilisierte Weise auszutragen. Dazu gehört aber auch Einfühlungsvermögen, imaginative Sympathie, was Martha Nussbaum das „innere Auge“ nennt.

In seiner Autobiographie *Joseph Anton* zitiert Salman Rushdie aus der Zeit seiner schlimmsten Verzweiflung unter der Fatwa von Ayatollah Khomeini einen Satz, den er Günter Grass zuschreibt.⁹ In der deutschen Übersetzung heißt es: „Die Flamme der Aufklärung versiegt“, sagte ein Journalist zu Günter Grass. „Und doch“, erwiderte er, „gibt es keine andere Lichtquelle.“

⁹ Rushdie, Salman: *Joseph Anton*. London 2012, S. 161. Deutsche Ausgabe: Rushdie, Salman: *Joseph Anton: Autobiografie*. München 2012.

Rushdie hat es zurecht als eine bewegende Solidaritätserklärung verstanden und teilt offensichtlich diese Meinung. Aber, wörtlich genommen, stimmt es wirklich? Meinen wir tatsächlich, dass es keine andere Lichtquelle gibt? Die Aufklärung hieß auf Französisch *les lumières*, nicht *une lumière*. Isaiah Berlin hat sich sehr intensiv mit der monistischen Tendenz in der Geschichte der Aufklärung auseinandergesetzt, in der er sogar die Wurzel des leninistischen Totalitarismus im 20. Jahrhundert sah.

Und um auf die Religion zurückzukommen, Jürgen Habermas hat in einem wichtigen Essay, *Dialektik der Säkularisierung*, die notwendige, dialogische Mischung von Liberalismus, Pluralismus und Offenheit beschrieben:

„Säkulare Bürger, die ihren Mitbürgern mit dem Vorbehalt begegnen würden, dass diese aufgrund ihrer religiösen Geisteshaltung nicht als moderne Zeitgenossen ernst genommen werden können, fielen auf die Ebene eines bloßen Modus Vivendi zurück und verließen damit die Anerkennungsbasis der gemeinsamen Staatsbürgerschaft. Sie dürfen nicht a fortiori ausschließen, auch in religiösen Äußerungen semantische Gehalte, vielleicht sogar verschwiegene eigene Intuitionen zu entdecken, die sich übersetzen und in eine öffentliche Argumentation einbringen lassen. Wenn alles gut gehen soll, müssen sich also beide Seiten, jeweils aus ihrer Sicht, auf eine Interpretation des Verhältnisses von Glauben und Wissen einlassen, die ihnen ein selbstreflexiv aufgeklärtes Miteinander möglich macht.“¹⁰

Das bringt mich zum dritten und letzten Aspekt. Im 20. Jahrhundert kamen die Hauptherausforderer der Aufklärung – der Faschismus und der Kommunismus – aus des Westens eigenen Reihen. Im 21. Jahrhundert stammen die Hauptherausforderer immer mehr aus der nicht-westlichen Welt – beispielsweise dem Nahen Osten, China oder Indien. Nicht-westliche Mächte bestimmen bereits maßgebend die Agenda der Weltpolitik, der Weltwirtschaft und zunehmend auch der Weltkultur. Man darf Extrapolationen der Wirtschaftswachstumsraten nie für sichere Vorhersagen halten, aber die Gewichte verschieben sich.

In diesem Kontext wird die Flagge der Aufklärung manchmal, gerade in Europa, sehr defensiv gehisst. Zu den aus anderen Weltteilen zu uns Gekommenen sagt man „Ihr müsst die Werte der Aufklärung akzeptieren“ und da klingt manchmal mit „... weil das unsere Werte sind“. Wohingegen gerade im Geiste der Aufklärung zu sagen wäre „... weil das universelle Werte sind“ – und zwar nicht im Sinne des anthropologischen, sondern des normativen Universalismus. Also, wir behaupten:

¹⁰ Habermas, Jürgen: Die Dialektik der Säkularisierung. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 4 (2008), S. 33–46.

Wenn alle sich an diese Werte und Normen halten würden, würden alle am Ende besser leben, als Individuen aber auch im Miteinander. Manchmal wird die Flagge der Aufklärung gehisst und gleichzeitig die Zugbrücke der Burg gehoben. Ein Musterbeispiel hierfür ist Samuel Huntingtons Buch, im Deutschen als *Kampf der Kulturen* bekannt, welches uns eine Art Teilung der Welt in kulturelle Einflussbereiche nahelegt.

Diese defensive Auslegung der Aufklärung ist nicht nur kurzsichtig und unnötig, sie übt auch Verrat am universellen Anspruch der Aufklärung selbst. Sie ist noch dazu unhistorisch. Die Aufklärung hat ihre Wurzeln in Europa, und sie hat das Europa von heute – gerade das jetzt in die Krise geratene europäische Projekt – tief geprägt. So wie Todorov es formuliert: Ohne Europa keine Aufklärung, ohne Aufklärung kein Europa. Aber genauso wichtig ist, dass die Aufklärung nicht lange eine nur-europäische oder nur-westliche Bewegung geblieben ist. Zeitgenössische deutsche Historiker wie Jürgen Osterhammel und Sebastian Conrad haben uns auf einprägsame Weise daran erinnert, dass der Dialog, oder der Polylog, mit Denkern und Gedanken aus andere Kulturen sehr früh anfang, und dann nicht mehr aufhörte.¹¹

Ein Beispiel dafür liefert gerade der Namensgeber dieses Festtages, Gottfried Wilhelm Leibniz, der sich schon im Alter von 20 Jahren für China interessierte, westliche Studien zum Konfuzianismus las, und dann – nicht ohne einen Hauch von intellektueller Megalomanie – versuchen wollte, dem chinesischen Kaiser Kang Xi durch seine neuen Erkenntnisse in der Mathematik eine tiefe innere Verwandtschaft, wenn nicht sogar Einheit des christlichen und chinesischen Denkens zu beweisen. In einem Brief an den in China weilenden Jesuiten Pater Bouvet am 15. Februar 1701 schrieb Leibniz, seine Berechnungen würden

„großen Einfluss bei den chinesischen Philosophen und vielleicht sogar dem Kaiser Kang Xi selbst haben, denn er liebt und versteht die Wissenschaft der Zahlen. Einfach gesagt sind alle Zahlen durch Kombinationen von 1 und 0 im Binärsystem auszudrücken, und die 0 ist ausreichend um sie zu diversifizieren“.¹²

Dass der chinesische Kaiser überzeugt war, ist nicht dokumentiert. Doch oft kam es tatsächlich zum Gedankenaustausch, zu Wechselwirkungen. Und die Einflüsse gingen nicht nur in eine Richtung. Es war nicht nur eine Diffusion von Europa aus. Es kam auch etwas zurück. Es mischte sich.

¹¹ Conrad, Sebastian: Enlightenment in Global History: A Historiographical Critique. In: *American Historical Review* 117 (2012) 4, S. 999–1027.

¹² Zitiert nach Mungello, David: Leibniz's Interpretation of Neo-Confucianism. In: *Philosophy East and West* 21 (1971) 1, S. 19.

Zu diesem west-östlichen, aber auch nord-südlichen Diwan in seiner heutigen Form möchte ich noch drei abschließenden Bemerkungen machen. Erstens, es ist keinesfalls nur Schönrederei oder Wunschdenken, wenn man sagt, dass aufklärerische Elemente – nicht nur während, sondern auch *vor* der europäischen Aufklärung – bei nicht-westlichen Denkern zu finden sind. Die goldene Regel der Gegenseitigkeit ist zum Beispiel von Konfuzius früher und besser – weil vorsichtiger – formuliert worden als im Neuen Testament. Erste Ansätze von inter-religiöser Toleranz finden wir schon in den Edikten des indischen Königs Ashoka im 3. Jahrhundert vor Christus. Während in Europa die Christen den Christen die Köpfe einschlugen, diskutierte man im „Haus der Religionen“ des Mughal-Kaisers Akbar friedlich über die Stärken und Schwächen grundverschiedener Religionen. Man sollte das natürlich nicht zwecks heutiger Völkerverständigung überbewerten oder gar mythologisieren. Jeder historiographische Revisionismus hat die Tendenz zu übertreiben. Man sollte sozusagen die Kirche im Dorf lassen – auch wenn die Kirche heute entweiht ist. Aber die aufklärerischen Ansätze waren bereits vorhanden, und auch der Dialog.

Zweitens war der europäische Universalismus über Jahrhunderte alles andere als universell. Selbst Thomas Jefferson hielt sich Sklaven. Die Gleichberechtigung von Frauen war im 18. Jahrhundert noch lange nicht erreicht. Vor allem wurde im Zeitalter des Kolonialismus die Mehrheit der Menschheit eben nicht als gleichberechtigt und mit gleicher Würde versehen betrachtet. Gerade diese krasse Dissonanz zwischen Theorie und Praxis hat den geschichtlichen Prozess von kritischer Infragestellung, Bereicherung und Neu-Deutung der Aufklärung für mindestens zwei Jahrhunderte geprägt. Der auch mit der Aufklärung gerechtfertigte Imperialismus trug bereits den Widerspruch in sich, der ihn letztendlich als inakzeptabel erscheinen ließ. Intellektuelle in Asien mischten Ideen der europäischen Aufklärung mit den eigenen intellektuellen Traditionen, um eine grundlegende Kritik am europäischen Kolonialismus zu formulieren, so wie es etwa Sankar Muthu in seinem Buchtitel formuliert hat: *Enlightenment against Empire*.¹³ Diese Debatten und Erfahrungen in der nicht-westlichen (oder besser: nicht klassisch westlichen) Welt beeinflussten auch die Gedanken der Europäer zuhause. Es gibt keinen Intellektuellen in der heutigen Welt, der zu 100 Prozent nur östlich oder zu 100 Prozent nur westlich geprägt ist. Selbst Islamisten und chinesische Neokonfuzianisten haben viel westliches Gedankengut übernommen. Der Gedankenaustausch fand in beide Richtungen statt, wenn auch nicht immer in gleichem Maße.

Wir sollten uns vor diesem Dialog nicht scheuen; im Gegenteil, wir sollten ihn begrüßen, intensivieren und offen führen und ihn nicht, ich betone dies ausdrücklich, im Sinne eines falsch verstandenen gegenseitigen Respekts vermeiden – nach

¹³ Muthu, Sankar: *Enlightenment against Empire*. Princeton 2003.

dem Motto, wir stellen nicht in Frage, was ihr macht, und ihr stellt nicht in Frage, wie wir es machen. Das würde letztendlich nicht nur zu einem kulturellen, sondern auch zu einem moralischen Relativismus führen, so wie Martin Hollis es wunderbar mit folgender Formel parodiert hat: „Liberalismus für den Liberalen, Kannibalismus für den Kannibalen“.¹⁴

Nein, wir brauchen einen offenen, und wenn es sein muss auch offensiv geführten Dialog, der keine Unterschiede vertuscht, doch zugleich Gemeinsamkeiten sucht, wo es auf den ersten Blick keine gibt. Das versuchen wir gerade an der Universität Oxford mit einem größeren Forschungsprojekt zur Rede- und Meinungsfreiheit, das 10 normative Prinzipienentwürfe für die globale Meinungsfreiheit auf unserer Website freespeechdebate.com vorstellt, und dies in 13 Sprachen.¹⁵ Hier suchen wir den tatsächlichen transkulturellen Dialog. Den chinesischen Kaiser haben auch wir wahrscheinlich noch nicht erreicht, geschweige denn überzeugt, aber seine Zensurbehörden schon und viele, gerade jüngere Chinesen haben wir trotzdem an der Debatte beteiligen können.

Das ist auch der Geist, den Habermas in seinem Essay zur *Dialektik der Säkularisierung* fordert. Habermas schreibt im Kontext des europäischen säkularisierten Staates und im rechtlich-politischen Rahmen Europas. Da die Gesprächspartner, um die es geht, allerdings größtenteils aus anderen Kulturen stammen oder durch sie geprägt sind, auch in zweiter und dritter Generation, sind der Dialog nach innen und der Dialog nach außen zwei Seiten desselben aufklärerischen Gespräches.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich hätte es mir leichter gemacht, wenn ich nur einen von diesen drei Aspekten besprochen hätte. Das habe ich bewusst nicht gemacht, weil ich bestimmte Gemeinsamkeiten aufzeigen wollte, die auch auf anderen Gebieten zu finden sind. Da ist zum einen der bleibende Urgedanke: Sapere aude – Think for yourself. Lassen wir uns nicht unmündig machen und erst recht nicht mundtot, ob nun aus Konfliktscheu, Angst vor der Androhung von Gewalt, politischer Korrektheit, wohlgemeintem historischen Verantwortungsgefühl oder aus welchem Grund auch immer. Da ist auch das konsequente Festhalten an bestimmten Kernbeständen, die allerdings – mindestens Seitens des Staates in seiner koerzitiven Rolle – etwas kleiner sein müssen als die des Westens vor 50 Jahren, als Ralf Dahrendorf sein Buch schrieb. Dies hat rechts-philosophische und innenpolitische Gründe, aber auch kulturgeschichtliche und außenpolitische, gerade wenn es um das Verhältnis zur nicht-westlichen oder nicht-nur-westlichen Welt geht. Im inter-

¹⁴ In: Joppke, Christian & Steven Lukes (Hg.): *Multicultural Questions*. Oxford 1999, S. 20, 36.

¹⁵ Deutsche Version unter <http://freespeechdebate.com/de>.

nationalen, so wie im landesinternen Gedankenaustausch brauchen wir umso mehr das Wagnis der Offenheit. Offenheit im Sinne von sich freimütig und offen zu unseren eigenen Wertvorstellungen zu bekennen, aber auch Offenheit im Sinne von offen sein für das manchmal im Dunkel verborgene Licht des anderen. Lassen Sie uns im Geiste der angewandten Aufklärung mehr Offenheit wagen.

Vorstellung der neuen Akademiemitglieder

CHRISTOPH MARKSCHIES

Eduard Norden und Hans Lietzmann, meine sehr verehrten Damen und Herren, haben wir, wie Ihnen natürlich bekannt ist, in diesem Jahr nicht in die Akademie aufgenommen. Der klassische Philologe und Religionswissenschaftler Norden wurde 1912 auf Vorschlag seiner Kollegen Wilamowitz-Moellendorff, Diels und Erman Ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Kirchenhistoriker und Religionswissenschaftler Lietzmann 1927 – wieder war Wilamowitz unter denen, die den Vorschlag Harnacks zeichneten, aber auch schon Norden selbst. Die beiden Bilder erscheinen auf der Leinwand, da es ja inzwischen fast üblich ist, bei den Festversammlungen *neue* Mitglieder im Rekurs auf *alte* Mitglieder vorzustellen – mein verehrter Kollege im Vizepräsidentenamt, Klaus Lucas, hat diese schöne Tradition begründet und mir ist auch heuer nichts Besseres als diese, seine gute Idee eingefallen.

Allein: Dieses Jahr sollten es nicht wieder Mitglieder aus der Gründungsphase der Preußischen Akademie der Wissenschaften sein, Leibniz oder wie im letzten Jahr der ebenso genialische wie versoffene Gundling – nein, in diesem Berliner Themenjahr „Zerstörte Vielfalt“ soll es um die letzten Jahre unserer Vorgängereinrichtung gehen und eines der vierzehn Mitglieder mein Gesprächspartner sein, die während der Zeit des Nationalsozialismus einfach nur deswegen vertrieben wurden, weil sie nach den Gesetzen der Zeit als Juden definiert wurden. Wir erinnern im Treppenhause des Akademiegebäudes an diese vierzehn Kollegen und dazu an fünfzehn Mitarbeiter mit einer Ausstellung, die noch bis Dezember 2014 gezeigt wird.

Nehmen wir also an, der 1938 zum Austritt aus der Akademie gezwungene und nach der Reichsprogromnacht nach Zürich emigrierte Norden habe in der Schweiz seinen Kollegen Lietzmann getroffen, der auf dem Wege zu einer Kur nach Locarno war, und die beiden hätten sich miteinander unterhalten, unterhalten über unsere neuen Mitglieder.¹

¹ Vgl. für Norden und Lietzmann: *Eduard Norden (1868–1941). Ein deutscher Gelehrter jüdischer Herkunft*. Hg. v. Bernhard Kytzler u. a., Palingenesia 49, Stuttgart 1994 sowie Schneemelcher, Wilhelm: Art. Lietzmann, Hans. In: *Theologische Realenzyklopädie* Bd. XXI, Berlin/New York 1991, S. 191–196.

„Ach, Herr Lietzmann“, hätte Norden dann gefragt, „was macht denn unsere Preußische Akademie? Geht es ihr wieder besser als in den schrecklichen braunen Jahren?“ „Ja“, hätte Lietzmann geantwortet, „sie hat sich erneuert und streitet heute tapfer für bessere Wissenschaft in einem demokratischen Gemeinwesen. Und sie hat sich modernisiert. Sie nimmt inzwischen sogar Maschinenbauer auf. Beispielsweise den in Jülich wirkenden Harald Bolt, einen in Jülich und Japan ausgebildeten Fachmann für Elektrotechnik, der sich mit Fragen der Energieforschung beschäftigt.“ Norden hätte dann wahrscheinlich besorgt gefragt: „Geht es da um Kernenergie, gar um die gefährlichen Versuche unseres Mitgliedes Otto Hahn?“ Da hätte Lietzmann, stets neugierig auf neue natur- und technikwissenschaftliche Entwicklungen, gesagt: „Nein, um Kernfusion geht es und um neue Materialien, um Plasma-Material-Interaktionen, die das Plasma einschließen helfen, um das europäische Projekt ‚New Materials for Extreme Environments‘ und die European Fusion Agency ‚Fusion for Energy‘.“

Da hätte Norden vermutlich noch besorgter gefragt: „Gibt es denn unser Fachgebiet, die Altertumswissenschaften, gar nicht mehr an der Akademie?“ „Doch“, hätte Lietzmann dann gesagt. „Eva Cancik-Kirschbaum wird aufgenommen, eine Altorientalistin, die nicht nur assyrische Texte aus alten und neuen Grabungen ediert, sondern ihr Fach ins Gespräch bringt mit anderen altertumswissenschaftlichen Disziplinen, ja mit der Literatur- und Kulturwissenschaft überhaupt. Fragen des Kalenders haben sie beispielsweise interessiert, nicht nur an der Berliner Freien Universität, sondern auch in Projekten aller Berliner Universitäten und im Exzellenzcluster Topoi.“ „Sehr spannend“, hätte Norden da gesagt, „und mich freuen ihre vielen Kontakte nach Israel und in den Nahen Osten; meine alte Akademie hat aus den dunklen Seiten ihrer Geschichte gelernt und unterstützt nun Frieden und Versöhnung in diesen schwer geplagten Regionen.“

Dann hätten Norden und Lietzmann sich vermutlich über Probleme ihres Alters unterhalten; Norden wurde im Exil schwer gemütskrank und Lietzmann war in seinen letzten Lebensjahren auch nicht sehr gesund. „Gibt es denn, mein lieber Lietzmann, noch gute Mediziner in der Akademie?“ „Nun, mein lieber Norden, wir haben inzwischen mehr, auch Biologen wie Herrn Martin Korte, die sich mit strukturellen Veränderungen im Gehirn befassen, wie sie beispielsweise durch die Alzheimer-Erkrankung auftreten. Der Kollege Korte, der an der Technischen Universität Braunschweig lehrt, untersucht übrigens auch, wie Erfahrung und Lernen die Strukturen des Gehirns verändern. Darüber zu wissen, tut auch denen gut, die nicht wie er ihre universitäre Forschung in spannenden Fernsehsendungen in die Öffentlichkeit tragen. Er hat jüngst gesprochen über das Stichwort ‚Jung im Kopf‘, das fand ich in meinem Alter hoch interessant.“

„Und dann“, hätte Lietzmann hinzugefügt, „gibt es noch einen weiteren neuen Biologen in der Akademie, der zum Thema Gesundheit forscht, Max Löhning, der an der Berliner Charité über das immunologische Gedächtnis forscht, also die Mechanismen, durch die Immunreaktionen beispielsweise bei chronischen Entzündungen und Allergien kontrolliert werden. Er arbeitet dazu eng mit Medizinern, aber auch mit Mathematikern zusammen.“ „Wie bei Plato“, hätte der klassische Philologe Norden dann wahrscheinlich gesagt, „Mathematik ist eben die Grundlage aller Wissenschaften.“

„Ja, mein lieber Norden“, hätte Lietzmann dann gesagt, „und deswegen studieren die Naturwissenschaftler auch immer noch Philosophie und philosophieren gelegentlich wie unser Mitglied Werner Heisenberg. Petra Schwille, auch ein neues Mitglied, ist zwar eine der Protagonistinnen des relativ neuen Faches der Biophysik, sie forscht am Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried, aber hat Physik und eben Philosophie studiert. Sie hat die Grundlagen für die gegenwärtig genutzte Form der Fluoreszenzkorrelationspektroskopie gelegt, einer optischen Mess-Methode, mit der man Rückschlüsse auf die Größe eines Proteins ziehen kann. Dank ihrer Arbeit können Proteinwechselwirkungen zum ersten Mal intrazellulär quantifiziert werden.“ Norden hätte dann gescherzt: „Mit den Fernrohren, Lietzmann, die sie bei Carl Zeiss in Jena mit entwickelt haben, hat das aber nur noch wenig zu tun!“ Und Lietzmann hätte trocken bemerkt: „Allerdings Norden, nur noch herzlich wenig. Außerdem geht es um Mikroskope, nicht um Fernrohre.“

„Gut gebraucht hätten wir in den bitteren Zeiten des Krieges Klaus Sedlbauer, mein lieber Norden, denn sein Spezialgebiet an der Universität Stuttgart und am Fraunhofer-Institut für Bauphysik ist der Wärmeschutz und die Energieeinsparung. Was haben wir gefroren und wie kostbar war uns unsere Kohle für die Öfen. Der Herr Sedlbauer untersucht freilich nicht nur die energetische Bauwerkssanierung, sondern kümmert sich um das jetzt so aktuelle Thema der Nachhaltigkeit, bezieht zu den technischen auch ökonomische und soziale Fragestellungen ein. Er hat, ganz interdisziplinär orientiert, der Biologie einen festen Platz in der Bauphysik angewiesen. Auch übergeordnete Fragestellungen wie die nach Menschen in Räumen interessieren ihn.“ „Wie gut“, hätte Norden gesagt, „dass die Akademie sich heute um die Menschen kümmert, wenn sie Räume ansieht und nicht mehr die Raumvorstellungen einer totalitären Ideologie propagieren hilft, wie zu unseren Tagen.“

„Wie wahr, mein lieber Norden“, hätte Lietzmann dann gesagt. „Peter Seeberger muss ich Dir noch vorstellen, Direktor am Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung in Potsdam und Professor an der Freien Universität hier in Berlin. Er hat unendlich viele Werkzeuge für Biochemiker entwickelt, einen Oligosaccharid-Syntheseautomaten – wobei ich nicht ganz verstehe, worum es da geht.“ „Aber Lietzmann“, hätte Norden da gesagt, „„oligos“ ist doch griechisch, die brau-

chen immer noch unsere alten Sprachen, ‚oligos‘ ist griechisch und heißt ‚wenig‘. Wenig Saccharid, vermutlich gibt es auch Polysaccharide und das wird irgendetwas mit den Kohlehydraten zu tun haben, die uns Schreibtischwissenschaftler so dick machen. Für Kohlenhydrate hat er jedenfalls viele Methoden entwickelt, die heute jeder und jede im Bereich der Biochemie benutzt.“

„Ach Lietzmann“, hätte Norden das Gespräch geschlossen, „warum haben die mich nur 1938 gezwungen, aus der Akademie auszutreten. So viele anregende neue Kollegen, so viele junge, spannende Wissenschaftler und nun auch endlich Wissenschaftlerinnen, wie uns das der Kollege Harnack immer angeraten hat. Und mir scheint, dass sie heute in Berlin daran denken, wie in einer demokratischen Gesellschaft verantwortlich und nachhaltig mit den Menschen umgegangen wird.“ „Ja, lieber Herr Norden“, hätte Lietzmann gesagt, „ihr Bild hängt inzwischen auch im Treppenhaus des Gebäudes am Gendarmenmarkt und mahnt die Nachgeborenen, nie zu vergessen, was geschah. Denn nur so, davon bin ich fest überzeugt, gelingt gute Wissenschaft. Wünschen wir dieser Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und ihren neuen Mitgliedern von Herzen alles Gute.“

Bericht des Präsidenten

GÜNTER STOCK

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

mit dem reformierten Staatsvertrag und der nach erfolgreicher Erprobung der Verfassungsreform verabschiedeten Satzung hat sich die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften entsprechend ihren Erfahrungen der letzten zehn Jahre vier zentrale Aufgaben gegeben:

1. Sie betreibt Forschung im Bereich der Geisteswissenschaften.
2. Sie unterstützt und fördert die Integration und Schaffung eines gemeinsamen Forschungsraumes in der Region Berlin-Brandenburg.
3. Sie erarbeitet in interdisziplinären Arbeitsgruppen Empfehlungen zur Gesellschafts- und Politikberatung. Dabei kooperiert sie selbstverständlich auch mit der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina, mit acatech, der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften, sowie den anderen Unionsakademien.
4. Sie hat sich dazu verpflichtet, den Dialog mit der Öffentlichkeit in Fragen der Wissenschaft zu suchen und zu führen – sei es zu konkreten technologischen Anwendungen, sei es zu Themen, die einer ethischen oder gesellschaftspolitischen Bewertung bedürfen. Gerade bei letzteren ist es der Akademie ein besonderes Anliegen, in öffentlichen Veranstaltungen aufzuklären und Rat zu geben. In diesen Gesamtkontext gehört auch die Arbeit mit Schulen und Schülern, die ihren Niederschlag in den Brandenburger Schulvorträgen, aber auch in unserer Kooperation mit der Freien Universität Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Grundschulunterrichts sowie in unserem *Schülerlabor Geisteswissenschaften* finden.

Ausgehend von diesen spezifischen Aufgaben, die der Akademie gemäß Staatsvertrag und Satzung obliegen, möchte ich Ihnen nunmehr einige thematische Schwerpunkte aus unserer aktuellen Tätigkeit präsentieren.

Ich beginne mit der Forschung und einem ersten Schwerpunkt, der auf unseren altertumswissenschaftlichen Akademienvorhaben liegt, die de facto alle zu unseren traditionsreichsten Projekten gehören, und zwar unabhängig davon, ob sie epigraphischer oder editorischer Natur sind oder Wörterbücher erstellen.

Nachdem die neugegründete Friedrich-Wilhelms-Universität (die heutige Humboldt-Universität zu Berlin) nach 1812 von der Akademie bis auf die Bibliothek fast alle Sammlungen, Institute und experimentellen Einrichtungen übernommen hatte, musste die Akademie ihr wissenschaftliches Profil neu bestimmen. Sie suchte sich Aufgaben, die sich nicht mit denen der Universität überschneiden, und richtete ab 1815 akademische Unternehmen ein, die Editions- und Sammelaufgaben ermöglichen sollten, welche die Arbeitskraft eines einzelnen Universitätsforschers überstiegen. Historisch-philologische Quellensammlungen bildeten dabei den Schwerpunkt, hinzu kamen Regesten, Editionen und Wörterbuchprojekte. Mit diesen traditionsreichen akademischen Langzeitvorhaben, die den Akademien ein neues zentrales und bis heute tragendes Forschungsgerüst gegeben haben, verbinden sich Namen wie Mommsen, Harnack, Bode und Curtius, die jedem von uns ein Begriff sind.

Unsere altertumswissenschaftlichen Vorhaben sind heute im *Zentrum Grundlagenforschung Alte Welt* zusammengeführt, das seinerseits im Exzellenzcluster *TOPOI II* vertreten ist. Bei *TOPOI – The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations* handelt es sich um eines der geisteswissenschaftlichen Exzellenzcluster im Rahmen der Exzellenzinitiative, welches eine Fortsetzung des Clusters *TOPOI I* aus der ersten Phase der Exzellenzinitiative ist. Eine wichtige Voraussetzung für die Weiterführung des Clusters war die Gründung des Berliner Antike-Kollegs zusammen mit den Partnern der Exzellenzinitiative. Teil des Berliner Antike-Kollegs ist auch die Berlin Graduate School of Ancient Studies, in der Promotions-Studienprogramme gebündelt werden. Die Akademie ist hier Partnerin für das Promotionsprogramm „Ancient Languages and Texts (ALT)“.

Darüber hinaus beteiligt sich unser Akademienvorhaben *Turfanforschung* mit einem eigenen Promotionsprogramm mit dem Titel „Sprachen und Kulturen der Seidenstraße“ an der Graduiertenschule des Berliner Antike-Kollegs. Mitarbeiter des Vorhabens bieten hierbei Studierenden der Iranistik und Turkologie an der Freien Universität und am Zentralasiatischen Institut der Humboldt-Universität fachliche Unterstützung an und vermitteln darüber hinaus beispielsweise Kontakte zur Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts und weiteren Einrichtungen der Stiftung Preussischer Kulturbesitz. Damit wird ein Gesamtpaket angeboten, das weit über die Möglichkeiten der einzelnen teilnehmenden Partner hinausgeht und der Berliner Forschung zur Seidenstraße auch im weltweiten Maßstab ein Alleinstellungsmerkmal verschafft.

Ein wesentliches Merkmal der Arbeit im Cluster ist die Zusammenarbeit zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung. Dass dies gerade in den Altertumswissenschaften hier in Berlin erfolgreich praktiziert wird, wird niemanden ernsthaft verwundern, der die Geschichte der Museumslandschaft, insbesondere der Antikensammlung, und der Altertumswissenschaften in dieser Stadt kennt. Mit den Alter-

tumswissenschaften gelingt es auch gleichzeitig zu zeigen, welche zentrale Rolle die Akademie bei der weiteren Integration und Konsolidierung der Berliner Wissenschaftslandschaft spielt. Nicht nur mit *TOPOI*, wo wir an zentraler Stelle mitwirken, sondern auch bei der Gründung des Berliner Antike-Kollegs sind wir bei der Etablierung des Forschungsverbundes von Anfang an dabei – eine Kooperation, die deutlich macht, dass Berlin im Bereich der Altertumswissenschaften nicht nur eine führende nationale, sondern auch eine führende internationale Stellung einnimmt.

Ein weiteres zentrales Ergebnis der Kooperation dieses Forschungsverbundes, welches das Zusammenwirken von universitärer und außeruniversitärer Forschung exemplarisch dokumentiert, ist die Schaffung einer Akademieprofessur für Ägyptologie mit dem Schwerpunkt Koptologie an der Freien Universität Berlin, die mit der Leitung unseres Akademievorhabens *Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im Alten Ägypten* verbunden ist. Diese Professur führt in gewisser Weise eine kleine „Tradition“ fort, denn eine der ersten Akademie-Professuren, die die Akademie mit den Berliner Universitäten etablierte, hatte Stephan Seidlmayer, der heutige Erste Direktor der Abteilung Kairo des Deutschen Archäologischen Instituts und Mitglied unserer Akademie, inne. Wir sind dankbar, dass diese Tradition mit der Akademieprofessur für Ägyptologie fortgesetzt werden kann.

Mit Blick auf die Integrationsleistungen der Akademie im Kontext der hiesigen Wissenschaftslandschaft möchte ich auch das Forum Transregionale Studien erwähnen, in dem im Zusammenwirken mit einer Reihe von Forschungsinstitutionen und -verbänden – hierzu gehören neben unserer Akademie unter anderem die Berliner Universitäten, das Wissenschaftskolleg, das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung sowie die Stiftung Preußischer Kulturbesitz – eine neue und erfolgreiche Plattform für geisteswissenschaftliche Forschung entstanden ist, welche Forschungen in Berlin fördert, die systematische und regionenspezifische Fragestellungen verbinden und in transregionaler Sicht verfolgen.

Die Akademie ist jedoch bei Weitem nicht nur der Pflege und Bewahrung unseres gemeinsamen kulturellen Erbes verpflichtet, sondern sie stellt sich auch ihrer historischen Verantwortung. So beteiligen wir uns mit der Ausstellung „Vertrieben aus rassistischen Gründen. Die Akademie der Wissenschaften 1933–1945“ aktiv an dem Berliner Themenjahr „Zerstörte Vielfalt. Berlin 1933–1938–1945“. Anlass dieses Themenjahres ist der 80. Jahrestag der Machtübertragung an die Nationalsozialisten 1933 und der 75. Jahrestag der Novemberpogrome 1938 – Daten, die für Berlin eine herausgehobene Bedeutung haben. Mit dieser Ausstellung, die inhaltlich maßgeblich von Peter Nötzoldt und unserem Mitglied Jürgen Kocka vorbereitet wurde und noch bis Dezember 2014 im Treppenhaus des Akademiegebäudes zu sehen ist, wird der

Umgang vor allem mit den jüdischen Mitgliedern und Mitarbeitern der Akademie aufgearbeitet. Die ausgestellten Materialien über die als Juden ausgeschlossenen beziehungsweise zum Austritt gedrängten Akademiemitglieder und -mitarbeiter sind sehr berührend und geben uns Anlass zum Nachdenken über mangelnden Mut und Solidarität gegenüber verfolgten Kollegen, aber auch über versäumte Verantwortung der Wissenschaft.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich wende mich nun dem Bereich unserer interdisziplinären Arbeitsgruppen und dem Feld der wissenschaftlichen Gesellschafts- und Politikberatung zu. So haben wir im April eine Ad-hoc-Stellungnahme zum Thema „Neue Sequenzierungstechniken“ verabschiedet, die in Erweiterung unserer bereits 2010 gemeinsam mit der Leopoldina und der Akademienunion abgegebenen Stellungnahme zur „Prädiktiven Diagnostik“ Konsequenzen für die genetische Krankenversorgung und Möglichkeiten der heutigen Genomdiagnostik aufzeigt.

Der Nationale Ethikrat hatte sich ja vor kurzem mit der gleichen Problematik auseinandergesetzt und ich wage zu behaupten, wäre nicht das Bekenntnis von Angelina Jolie dazwischen gekommen, hätte die Öffentlichkeit diesem Thema wiederum nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die Frage aber, wie viel wir von unserem individuellen Genom wissen sollten, und wer diese Daten wissenschaftlich erheben und interpretieren darf, diese Frage sollten wir jetzt klären und nicht erst dann, wenn die genetischen Daten in großer Zahl in ausländischen Laboratorien erarbeitet werden und bei uns zu ersten Konsequenzen führen. Natürlich muss auch weiterhin das Prinzip der gewollten Unkenntnis über das individuelle Genom gelten, aber dies kann nicht automatisch dazu führen, dass wir alle keine Kenntnis über unser Genom und etwaige Risiken haben dürfen – das Recht auf Nichtwissen kann nicht das Recht auf Wissen verunmöglichen.

Ein zweites Thema, das ebenfalls in seiner ethischen Dimension von zentraler Bedeutung ist, haben wir in einer interdisziplinären Arbeitsgruppe gemeinsam mit der Europäischen Akademie zur Erforschung von Folgen wissenschaftlich-technischer Entwicklungen Bad Neuenahr-Ahrweiler bearbeitet, nämlich „Klinische Forschung in vulnerablen Populationen“. Dabei geht es darum, welche Art von Forschung wann und wie an nicht einwilligungsfähigen Patienten durchgeführt werden darf. Dies betrifft insbesondere Kinder, ältere Patienten mit eingeschränkter geistiger Fähigkeit – Stichwort Demenz –, aber auch jene, die akut verunglückt sind und für bestimmte Fragen dringend in Studien eingeschlossen werden müssen. Hier gilt es neben dem Schutz solcher nicht einwilligungsfähigen Patienten vor allem auch über optimierte Therapiemöglichkeiten für diese Patientengruppen nachzudenken – ein ethisch ebenso außerordentlich schwieriges Thema.

Wir haben unsere soeben verabschiedeten Empfehlungen daher mit dem Titel „From exclusion to inclusion. Improving research in vulnerable populations“ überschrieben. Mit diesem Memorandum werden zwar weniger konkrete Handlungsempfehlungen gegeben, sondern es wird vielmehr der ernsthafte Versuch unternommen, den erstarrten Dialog aufzulockern und stärker an den medizinischen Bedürfnissen der beschriebenen Patientengruppen zu orientieren.

In der Vergangenheit habe ich an dieser Stelle bereits früh zu einer sorgfältigen Erörterung darüber aufgefordert, wie wir mit den 2016/17 auslaufenden Pakten zur Förderung der Wissenschaft sowie mit den Konsequenzen der Schuldenbremse in Bund und Ländern für die Wissenschaft umgehen sollten. Mittlerweile hat sich hierzu auch im Wissenschaftsrat eine Debatte entwickelt, die wir unsererseits intensiv und lebhaft in der interdisziplinären Arbeitsgruppe *Exzellenzinitiative* führen. Wir begleiten die Exzellenzinitiative weiter und gehen dabei der Frage nach, wie wir die durch sie bereits erreichten Erfolge trotz des Auslaufens forschungspolitischer Initiativen und Pakte verstetigen und die positiven Erfahrungen entsprechend umsetzen können. Dabei gibt es einen Konsens darüber, dass die Nachhaltigkeit der laufenden Initiativen und Maßnahmen nur dann gesichert werden kann, wenn es uns gelingt, neue Weichenstellungen zu initiieren.

Daher hatte sich die Akademie bereits letztes Jahr dazu entschlossen, diesem Diskurs mit einer eigenen Publikationsreihe – *Wissenschaftspolitik im Dialog* – ein Forum zu geben, in der Hoffnung, dass die wesentlichen Stimmen zu diesen wirklich wichtigen Fragen für das Wissenschaftssystem konzentriert und damit auch jederzeit nachlesbar publiziert werden. Diese Ergebnisse haben bislang ein großes Echo gefunden. Natürlich bleibt es ein ehrgeiziges Ziel, aus all den Ideen und Analysen rechtzeitig vor den politischen Entscheidungen Argumente und Empfehlungen in eine lösungsorientierte Debatte einzubringen.

In diesem Sinne sind auch zwei neue interdisziplinäre Initiativen zu verstehen, von denen eine eher nach innen gerichtet ist und sich unter dem Titel *Zitat und Paraphrase* mit der wissenschaftlichen Zitierkultur und den Aspekten des „intellectual property“ befasst. Die andere ist unser neues *Jahresthema* „Zukunftsort: EUROPA.“ Das *Jahresthema* weitet den Blick auf unseren gesamten Kontinent, seine Geschichte, vor allem aber auf seine Zukunftsperspektiven und -potentiale.

Sie sehen, dass eine lebendige und, wie wir finden, moderne und auf Forschung und Forschungskooperation fokussierte *Arbeitsakademie* der traditionellen Gelehrtenegesellschaft erst die notwendigen, aber vor allem möglichen Dimensionen und Perspektiven eröffnet und verleiht. Dabei sind wir zutiefst davon überzeugt, dass Kooperation und Integration zielführend sind und es an der Zeit ist, Abgrenzungstendenzen zu überwinden.

Dem Leibniz'schen Motto „Theoria cum praxi“ verpflichtet, nimmt und hat unsere Akademie Anteil an den Herausforderungen einer Gesellschaft, die unser Leben global bestimmen, und stellt ihr Wissen und ihre Reflexionskapazität zur Verfügung, um eine menschengerechte, menschenwürdige Zukunft aktiv mitzugestalten.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihr Interesse und Ihre Aufmerksamkeit, die Sie meinem Bericht entgegengebracht haben, und darf Sie nunmehr herzlich zum Empfang in das Casino und das Gartenfoyer des Maxim Gorki Theaters einladen.

